

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

93.

Donnerstag, am 16. October 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Zeitbilder von Carl Braasch.

I.

Das Denkmal.

In dem engen Comptoir des Buchhändlers Krebsler saß dieser Ehrenmann mit seinem Nothhelfer dem Doctor Federflink.

„Ewig Schade, daß unser Blatt eingegangen ist!“ sagte der Doctor.

„Die Volksfreunde haben es gemordet,“ erwiderte der Buchhändler.

„Und,“ setzte der Erstere hinzu, „die Illustrierte, denn jetzt muß Alles illustriert sein, vom Gulenspiegel bis zum Eid.“

„Immer weniger illustre, und immer mehr illustrierte Schriften. — Aber lieber Doctor, haben Sie nichts, womit uns Beiden geholfen wäre?“

„Ein Trauerspiel! „Der große Heuchler, oder die Menschenopfer am Kaukasus.“ Wer nur Et-

was davon liest, kann das Weinen nicht unterdrücken.“

„Ach was, wer verlegt jetzt Trauerspiele! Etwas über die religiösen Bewegungen, Juden- oder Jesuitenfragen.“

„Damit kommen wir zu spät, das ist in allen möglichen Richtungen ausgebeutet, denn viele Hände machen leere Schüsseln. Aber was ist denn dieses hier?“

Der Doctor nahm dabei ein Blatt Makulatur vom Pulte, auf das er zuweilen während des Gesprächs geblickt hatte, und las: „Es hat allerdings Etwas für sich, daß die Volksvertreter aus den Höchstbesteuerten gewählt werden, aber die Wahl derselben müßte von allen selbstständigen Mitgliedern des Staates geschehen.“

„Ist das Ihr Verlag?“

„Leider! Fünfhundert Exemplare liegen noch auf dem Boden.“

„Aus was für einer Schrift ist denn dieses?“

„Ansichten über Volksvertretung und Gerechtigkeitspflege“ vom verstorbenen Landtagspräsidenten N. Das Buch ist schon fünfzehn Jahr alt.

Damals verkaufte ich circa hundert Exemplare, und machte daher bedeutenden Schaden."

"Da es sich auf Politik bezieht, so wäre es jetzt gerade die rechte Zeit, den Rest zu verkaufen. Am besten wäre es wohl, wenn es in Verse gebracht würde, doch denk' ich, ein neues Titelblatt, ein Stahlstich und eine tüchtige Anpreisung wird's auch thun."

"Wie wäre das möglich? Man würde an die zweite Auflage nicht glauben, da man die erste nicht kannte!"

"Sie setzen auf den Titel: Sämmtliche Werke des u. s. w."

"Das sind sie aber nicht."

"Schadet nichts. Gotta ließ auch auf den Titel setzen: „Lessing's sämmtliche Werke“ und es fehlen zwei große fünfactige Lustspiele und viele kleinere Sachen. Ueberlassen Sie mir die Sache, und das Unternehmen gelingt."

"Von Herzen gern; aber sehen Sie zu, daß die Kosten nicht so groß werden."

Vierzehn Tage nachher erschien in mehreren Blättern eine Aufforderung zu Beiträgen für ein Denkmal, das dem verstorbenen Landtagspräsidenten N. errichtet werden sollte. Seine Verdienste waren gebührend herausgestrichen, und mehre Stellen aus jener Schrift, die so einzeln natürlich einen ganz andern Sinn bekamen, als sie im Zusammenhange hatten, angeführt. Ein Comité, worin der Doctor Federslink nicht fehlte, hatte sich unterzeichnet. Allgemein war man darüber erstaunt, denn im ganzen Lande konnte sich Keiner so recht seines segensreichen Wirkens entsinnen, und in den Nachbarstaaten kannte man ihn gar nicht, weil er sich niemals um fremde Angelegenheiten bekümmert hatte. Das letztere war weise und recht von ihm gewesen, denn wir haben an den Herren von Iystein und Hecker gesehen, daß Leute, die für Recht und Wahrheit sprechen, vorzüglich, wenn es einen andern Staat betrifft, von Polizei wegen über die Grenze geschafft werden, wie das im Jahre 1845 geschehen ist.

Nach einigen Wochen kam die Ankündigung von N.'s sämmtlichen Werken, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Herr Krebsler hatte nämlich eine alte englische Platte (eigentlich das Bild von einem famosen fox-hunter, das N. entfernt ähnlich sah) gekauft, wie es Viele machen, die billige Stahlstichwerke liefern. Eine ganze Masse von Exemplaren wurde aus Neugierde gekauft, eben so viele wurden durch die unverschämte zudringlichen Colporteur abgesetzt, und den Rest mußten die Landtagsdeputirten und sogenannten Freunde des Verewigten kaufen.

Wieder saßen die beiden Freunde beisammen und lachten über das gelungene Unternehmen. Krebsler fragte: „Und wie steht's mit dem Denkmale?“

„Wie mit dem Lessing-Denkmal in Braunschweig!“

„Schweigen Sie mir von Braunschweig! Eine Stadt von vierzigtausend Einwohnern, die weder ein politisches, noch ein anderes Blatt besitzt, ist literarisch todt. Wo das Theater nicht einmal eine Vorstellung zum Besten jenes Denkmals giebt, läßt sich auch vom Publikum nichts erwarten. Braunschweigs Ruhm besteht in Mumme und Wurst!“

„Nun, Lessing's Andenken bleibt, wenn er auch nur unter einem einfachen Steine ruht; wenn man aber in zehn Jahren noch an unsern Landtagspräsidenten denken soll, so muß ein Denkmal die Leute dazu antreiben.“

2.

E i n A n t r a g .

Der Landtag stand bevor und die Minister hatten einen bösen Antrag zu machen. Schon einmal war ihnen eine Erhöhung der für's Militär bewilligten Summe abgeschlagen, und jetzt sollte derselbe Vorschlag den Ständen abermals

vorgelegt werden, denn die Soldaten mußten, der Zeitgeist forderte es dringend, Waffenröcke haben.

„Es muß gehen,“ sprach der Premierminister für sich; „wir haben nur fünfzig und einige Abgeordnete, wovon mehr als ein Viertel vom Hofe abhängig ist. Denn die Ritterschaft, was will die ohne Hof? Wie will sie ihre jüngern Söhne versorgen, wenn sie nicht Offiziere, Cavaliere oder hohe Beamte werden? Und außerdem will sie ja auch ihre alten Vorrechte wieder haben; wir machen Hoffnung dazu, und sie stimmen günstig. Die Staatsdiener werden in den Ständen schon durch ihre Stellung auf unsere Seite gebracht. Ein Drittel wäre also sicher. — Aber die Bürger und Bauern! Es ist eine Schande, daß man sich so viel Mühe geben muß, Etwas durchzusetzen; da muß man Hände schütteln, freundlich sein, lächeln, um das zu Stande zu bringen, was in Preußen und Oesterreich nur eines Wortes bedarf, um in's Leben zu treten. Die Ständeversammlungen, wie sie hier sind, scheinen mir nur Pöffen, deren Aufführung uns unendliche Mühe macht, und deren Kosten die Unterthanen bezahlen. O, glücklich sind die Minister, die nicht mit Ständen zu kämpfen haben. Noch größer aber würde das Unglück, wenn die Versammlungen öffentlich wären, da hätten wir mit dem ganzen Publikum zu thun, da ginge kein guter Plan durch, die Opposition, die so nichts zu bedeuten hat, würde durch die Galerien unterstützt werden, kostbare Reden halten, und unsere Parthei müßte sich fürchten zu stimmen. Nein, nein, noch nicht einmal darf alles das gedruckt werden, was gesprochen ist, und ja kein Name darunter, denn Popularität darf kein Abgeordneter erlangen.“

Diese Gedanken wurden durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, der einen andern Minister anmeldete. Kaum war derselbe eingetreten, so rief ihm der Premier entgegen: „Sie konnten mir nie mehr Vergnügen durch die Ehre Ihres Besuches machen, als gerade jetzt, denn ich dachte so eben an unsern Antrag.“

„Ich glaube, daß uns diesmal kein solch ein Hinderniß in den Weg gelegt wird, wie das letzte Mal. Ein Beamter wagte es, die Opposition zu führen!“

„Nun, er ist an einen Posten versetzt, der ihn nicht in die Stände bringt, und das Beispiel, denk' ich, hat gewirkt.“

„Die Hartnäckigen unter dem Plebs gewinnen wir auf die eine oder die andere Weise.“

„Und den Antrag stellen wir auf unsere gewöhnliche Art in dem beliebten Kanzlei- und Gerichtsstyl, so, daß kein Mensch weiß, wenn er verlesen ist, was er enthält. Der Bauer und Bürger will nicht so dumm scheinen, daß er es nicht versteht, und stimmt dafür.“

„Es ist eine kostbare Sache, daß wir den Styl seit Jahrhunderten nicht geändert haben!“

„Bewilligte man doch,“ sagte der Premierminister nach einer Pause, „in — — aus dem Studienfond eine Summe zu Soldatenjacken, *) warum sollte unser Vorschlag nicht durchgehen?“

Das würdige Paar lachte.

O, glückseliges Land! Deine Regierer freuen sich über dein Wohl!

Es war Ball beim Premier, wozu die Abgeordneten der Residenz, Zehn an der Zahl, eingeladen waren, und der Wirth und sein Herr College löseten sich ganz in Freundlichkeit gegen dieselben auf. Während des Tanzes zogen sich Beide in eine Fensternische zurück, und der Erstere flüsterte dem Andern zu: „Einen hab' ich; den jungen Kornhändler — — wie heißt er doch gleich? — Nun, das thut nichts! Er tanzte mit meiner Tochter, die ich ihm zuführte, und er ist von dem Mädchen so bezaubert, daß er seinen Kopf, wenn er ja einen hatte, total verloren. Natürlich stimmt er für uns.“

„Vortrefflich! Dem Zuckerfabrikanten N. versprach ich, bei dem Zollcongreß zu bewirken, daß der Rohrzucker noch höher besteuert würde, und er trat auf unsere Seite. Dort kommt der alte Brummer, den muß man mit einem Orden fangen!“

Das ist bei dem nichts; außerdem werden die Orden erst nach dem Landtage gegeben, um uns

*) Ein Factum.

die Stimmen für künftig zu sichern und Verdienste in der Kammer zu belohnen. Ich will ihn schon anders angreifen."

Der Minister wandte sich zu dem Manne, von dem sie eben gesprochen, und sagte im süßesten Tone: „Ich höre so eben, Ihr Herr Sohn hat ein brillantes Examen gemacht; Sie werden doch nicht leiden, daß solch ein excellenter Kopf dem Staatsdienste verloren gehe, indem er nur Advokat wird?“

Nach mehren, das Compliment ablehnen sol-
lenden Phrasen erwiderte der Angeredete: „Eine gewisse Zukunft ist allerdings vorzuziehen, aber wo findet sich ein Platz, ist es nicht überall gedrängt voll? Wie sollte nun mein Sohn zu einer Stelle kommen, da es ihm außerdem noch an Protection fehlt?“

„Der meinigen kann er sich versichert halten, seines würdigen Vaters und seiner Kenntnisse wegen. Da fällt mir auch Etwas ein, er könnte als Referendar zu N. eintreten; es giebt dort zwar nur zweihundert Thaler Stationsgelder jährlich, aber ob er so viel als Advokat für's Erste haben würde, ist doch noch zweifelhaft.“

„Ew. Excellenz verpflichten meinen Sohn sowohl als mich unendlich, wenn Sie die Gnade hätten, an ihn zu denken.“

„Lassen wir das, — nichts als meine Pflicht!“

Der Herr Colleague war unterdessen nicht müßig gewesen; er hatte einen anderen Vater, dessen Sohn Theolog war und schon lange auf eine Stelle wartete, auf eine ähnliche Weise gewonnen, indem er, da die geistlichen Angelegenheiten unter ihm standen, demselben eine Pfarre für seinen Sprößling zusicherte.

Mehre Handwerker waren durch bloße Freundlichkeit auf ihre Seite gebracht.

Ein Advokat aber war Beiden ein Stein des Anstoßes; ihn konnten sie mit keiner Stelle locken, da derselbe solche schon früher von der Hand gewiesen hatte. Zu diesem begab sich jetzt der Premierminister, und setzte sich, da derselbe auch nicht tanzte, neben ihn, und sagte: „Lange schon wollte ich mit Ihnen reden, aber immer ist et-

was dazwischen gekommen. Sie kennen doch gewiß den Proceß, in den die Regierung mit der Gemeinde B. wegen der —dorfer Waldung verwickelt ist; fünf Jahre währt er schon, und noch ist kein Ende abzusehen. Unser Sachwalter ist zwar ein ausgezeichnete Mann, aber wir wünschten ihm noch eben einen solchen beizugeben, denn Zwei sehen mehr als Einer. Wären Sie wohl geneigt, sich der Sache mit anzunehmen? Die Acten können Sie sogleich morgen früh bekommen.“

Die Versuchung war zu stark, der Advokat willigte ein, und seine Stimme war den Ministern sicher.

Der Antrag war gestellt. Viele Abgeordnete hatten den Sinn nicht recht fassen können, denn er war ausgezeichnet stylisirt; er war eine einzige Periode, und eine Construction darin, wie sie selbst nicht in König Ludwig's Walhallagenossen kunstreicher zu finden ist. Die Opposition war schwach, die Kammer bewilligte, was man verlangte. — Und warum sollte sie es nicht? Mußte nicht das Mitleid einen Jeden fortreißen, wenn er den Grund hörte, daß man den Unterleib der Soldaten warm halten müsse, was nur durch die Waffentröcke geschehen könnte? Bei der nächsten Versammlung wird man vielleicht auf mit Baumwolle ausgefüllte Futterale antragen, damit das lebendige Spielzeug hübsch eingepackt werden kann, wenn man's nicht mehr gebraucht, wie es die Kinder mit den Holzsoldaten machen. Und die Stände werden bewilligen!

Hagedorn's Sohn.

Ein Hagedorn am Wege stand
Wie unnütz in der Welt,
Die Straße war sein Vaterland,
Der Himmel war sein Zelt.

Er nährte sich von grober Kost,
 Sein Fleckchen Land war schlecht;
 Gewitter, Dürre, Hiß' und Frost,
 Es war ihm Alles recht.

Im Frühjahr blüht' er sorgenlos,
 Als wie zu seinem Späß,
 Und waren seine Früchte groß,
 Er frug nicht, wer sie aß.

Er war von Art ein Taugenichts,
 Der schlechte Streiche sann;
 Die Hände und das Angesicht
 Zerkrast' er Jedermann.

Lief ihm ein Schaf zu dicht vorbei,
 So war es auch berupft,
 Und hübsche Dirnen frank und frei,
 Hat er am Rock gezupft.

Und eines Jahr's voll Saft und Kraft
 Aus seiner Wurzel schoß,
 Jen Himmel wie ein Lanzenschaft
 Ein schnurgerader Sproß.

Der Junge ist mir gut geglückt,
 Der Vater ist kein Tropf,
 Dem so ein Bursche fortgerückt
 Drei Schuh hoch über'm Kopf!

Im nächsten Sommer stak der Sohn
 In Dornen bis an's Kinn,
 Sein grünes Hütlein schob er schon
 Auf's Ohr mit feckem Sinn.

Da kam des Wegs ein Gärtner fein,
 Sah sich den Schlangen an:
 Das würd' ein schmucker Ziehstock sein!
 Er denkt's und macht sich dran.

Der Alte kraht, der Junge rißt,
 Es geht auf Stich und Stoß,
 Der Gärtner aber gräbt und schnißt,
 Und hebt den Jungen los. —

Und in den Garten setzt' er ihn,
 Wo rund um ihn herum
 Die allerschönsten Kinder blühen;
 Der Junge thut wie dumm. —

Die Kappe zieht er in's Gesicht
 Bis auf die Augenbrau'n,
 Als wollte er sein Lebtag nicht
 Mehr in die Sonne schau'n.

Manch' Blümchen adligen Geschlechts
 Schielt nach dem Wildfang hin,
 Verächtlich blickt er links und rechts
 Auf die Verföhlerin.

Doch wie er sich auch troziglich
 Und ungeberdig stellt, —
 Der Meister meint: „Das findet sich,
 Wenn erst Dein Troglkopf fällt“ —

Und eines Tags mit raschem Schnitt
 Blatt ist die Kappe weg.
 Ein feines Reis, mit festem Ritt,
 Sitzt auf dem wunden Fleck. —

Der Aermste weiß nicht, wie's geschehn —
 Es grämt ihn bis auf's Blut.
 So zum Gespötte dazustehn,
 Für seinen Uebermuth.

Doch mit dem Renze steigen kaum
 Die Lerchen in die Höh',
 Da wird dem Jungen wie im Traum
 So wundersüß und weh'. —

Es dehnt sich was in seiner Brust
 Und klingt ihm durch den Sinn:
 Wie Ritterdienst und Minnelust
 Um eine Königin.

Als sah er blank in Erz zu Ros
 Und führte wie der Wind
 Zur Hochzeit auf sein stattlich Schloß
 Ein liebeselig Kind. —

Und wie er sich dem Traum entringt
 Und wundernd um sich schaut,
 Mit weichen Armen ihn umschlingt
 Die schönste Rosenbraut. —

W. v. Merckel.

Censur-Denk- und Merkwürdigkeiten.

Aus den Papieren eines quiescirten Zeitungsbredac-
teurs, mitgetheilt

von

Friedrich Steinmann.

„Von Allem, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen.“

Friedrich von Geng in seinem Sendschreiben an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen im Jahre 1797.

Die Kunst des Buchdrucks, die größte Erfindung aller Zeiten und Völker, schuf mittelst der Presse, „des Feuereschlundes der Ideen, mächtiger als die Feuereschlünde des Geschüzes“, was keine Erfindung vor ihr geschaffen hat, noch nach ihr schaffen wird. Der Zeitgeist wirkte durch sie auf den Geist der Nationen. „Es werde Licht!“ Und zum zweitenmale „ward Licht“. Wie das Volk die ihm dadurch gebotene geistige Speise hinnahm, das beweist die Seltenheit der alten Drucke; sie wurden zerlesen. Der Presse Einfluß und Wirkungen erschienen wie Wunder, angestaunt und in ihren Wirkungen erstaunlich. Sie erschien als die gewaltige Hebamme des Gedankens, die ihn an's Licht der Welt brachte. Sie zu hemmen, sie zu vernichten, sann der Feind des Lichts, der Gegner der Volksbildung und Volksaufklärung auf Mittel. Sein Werk waren — Censur und Bücherconfiscation. Beide verdankt die Welt, wie so Vieles, was darüber ist, d. h. vom Uebel, der römischen Curie und dem ihm zugethanen Clerus. Kirchenverordnungen verboten das Lesen „kezerischer“ Schriften; sie wurden wider die Producte der Presse, die der Curie, ihrem Ansehen und Einfluß so gefährlich waren, zu allgemeinerer, umfassenderer Anwendung gebracht und kirchliche Beaufsichtigung der Presse eingeführt. Im Jahre 1501 erließ Paps Alexander VI. eine Bulle, veranlaßt durch die in Deutschland erwachte Freimüthigkeit gegen die ungeheuere Sit-

tenlosigkeit des Clerus, sowohl diesseits als jenseits der Alpen. Er verbot darin den Druck eines jeden Buches ohne vorgängige Erlaubniß des päpstlichen Censors, und die zu Köln, Magdeburg, Mainz und Trier vorzugsweise mit jener Tendenz gedruckten Schriften werden darin als Veranlassung dieses Censurgebotes ausdrücklich angeführt. Paps Leo X. folgte diesem Beispiel und erließ im Jahre 1515 gleichfalls eine Censurbulle.

In Deutschland waren Straßburg und Mainz der Boden, in welchem die Censur zuerst Wurzel schlug. Mainz kannte schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Presszwang, und zu Straßburg fand die erste Bücherconfiscation in Deutschland statt. Beide Maßregeln waren kirchlichen (clericalischen) Ursprungs. In Straßburg ward aber die erste Censurverfügung aus politischen Motiven erlassen, und in Frankfurt am Main die erste sogenannte Büchercommission — ein förmliches Censurcollegium — errichtet. Mehrere Reichstagsabschiede enthielten Censurverbote, weil „durch die unordentliche Druckerei bis anher viel Uebels entstanden“. Der Reichstag zu Augsburg (1548) gebot nicht allein, daß „aufrührerische oder schmäbliche Bücher den Verkäufern (Buchhändlern) abgenommen und so viel als möglich unterdrückt würden, sondern daß auch die Käufer und Andere, bei denen solche Bücher befunden, gefänglich angenommen, gültlich, oder wo es die Nothdurft erfordere, peinlich gefragt werden sollten, wo ihnen solche Bücher hergekommen“.

Auf die beispielloseste Weise wurden im ersten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts die Censur und das Verbot des Buchdrucks geübt. Man gestattete nicht einmal den Druck eines Buchs, worauf Niemand ein besonderes, ausschließlich für sich erworbenes Recht, z. B. eines alten Classikers, wenn bereits ein Buchdrucker in Rom eine Ausgabe davon veranstaltet hatte. Auch die von den Reichsständen, wie die von den Reichstagsversammlungen ausgehenden Press- und Censurgesetze waren streng, wurden aber während der Fortdauer des Kampfes der kirchlichen und poli-

tischen Partheiungen vielfach übertreten und nicht beachtet. Es bedarf zum Erweise dieser Behauptung nur der Erinnerung an Luther's Parthei — und polemische Schriften, die sogar gegen auswärtige Fürsten, z. B. gegen König Heinrich VIII., selbst gegen deutsche Reichsfürsten, z. B. den Herzog von Braunschweig, ja selbst gegen Beschlüsse des Reichstags gerichtet, sich in einer Weise aussprachen, wie vor und nach ihm kaum eine Schrift in deutscher Zunge. So ergoß sich trotz der Druckverbote der Segen der Buchdruckerkunst über ganz Deutschland. Die deutsche Presse befreite die Nationalität Deutschlands und des deutschen Volkes aus den hierarchischen Banden Roms; sie war Luther's Schild, Wehr und Waffe.

Das ganze sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert hindurch wurden für den ganzen Umfang des deutschen Reichs wie für einzelne Reichsländer Censurverordnungen erlassen, und auch die westphälische Friedensschlußacte enthielt derartige Bestimmungen, indeß nur mehr zur Hemmung von Schmähschriften der beiden christlichen Confessionen gegeneinander. Wie die Koryphäen der deutschen Regentenwelt des achtzehnten Jahrhunderts, Friedrich der Große und Joseph der Zweite, Schrift und Rede walten ließen — wer wüßte das nicht? — „hängt das Basquill tiefer, daß die Leute es besser lesen können,“ befahl bekanntlich der Erstere, als man ihm von einem angehefteten Basquill auf ihn berichtete.

Die letzte Censurverfügung für das deutsche Reich erließ Kaiser Franz II. Nach Auflösung des deutschen Reichsverbandes erschienen in den einzelnen Ländern besondere Bestimmungen über Presshandhabung und Bücherdruck. Die Grausen und Schrecken der darauf folgenden französischen Fremdherrschaft herrschten auch in der literarisch-bibliopolischen Welt Deutschlands; es bedarf nur der Erinnerung an den beispiellosen Justizmord des Buchhändlers Palm zu Erlangen; er ist ein fürchtbares Seitenstück zur fast drei Jahrhunderte früher wegen Verkaufes der Bibel in Luther's Uebersetzung erfolgten Hinrichtung des Buchhändlers Hergott zu Leipzig im sechszehnten Jahrhundert.

Nach der Befreiung des deutschen Vaterlandes von der französischen Zwingherrschaft ward

Pressfreiheit in mehreren deutschen Bundesstaaten unter verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen gestattet. Das erste Haupt- und Grundgesetz des deutschen Bundes, die deutsche Bundesacte, enthielt in ihrem 18. Artikel in Betreff der Presse sub d die Bestimmung: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Pressfreiheit beschäftigen.“

Der zweite Bundeshaupt- und Grundvertrag war die Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820. Dieselbe enthält keine näheren Bestimmungen in Betreff des obigen Artikels, indem mittlerweile bereits unterm 20. September 1819 ein „Preßgesetz für Druckschriften, die als tägliche Blätter oder heftweise erscheinen oder nicht über 20 Bogen im Druck stark sind.“ Dieses Preßgesetz ist die Basis der Preßgesetzgebung des deutschen Staatenbundes und enthält Bestimmungen in Beziehung auf die Ueberwachung der gedachten Druckschriften, damit dadurch nicht die Würde oder Sicherheit der Bundesstaaten verletzt und die Verfassung oder Verwaltung derselben angegriffen werde, wobei jeder Bundesstaat für die unter seiner Aufsicht erscheinenden Schriften nicht sowohl dem unmittelbar beleidigten Bundesstaate, sondern auch der Gesamtheit des deutschen Bundes verantwortlich bleibt. Später faßte der Bundestag gemeinsame Beschlüsse für alle zum deutschen Staatenbunde gehörigen Länder über strengere Handhabung der Censur. In einzelnen Ländern wurden die Censurgesetze im Laufe der Zeit theils laxer, theils strenger.

Die Censur ist ein Institut, welches die Welt, wie bereits bemerkt, gleich so vielem Andern, der römischen Curie verdankt. Von Rom adoptirt, ist sie in Deutschland eingebürgert. Aber das Schlimmste bei dem Schlimmen ist: wir haben keine Censur, sondern Censoren. Jedes Städtchen hat wie seinen Nachtwächter, so seinen Censuror. Erscheint darin ein Wochenblatt, so ist dasselbe der Localcensur unterworfen, während alle nicht in diesem Städtchen erscheinenden Blätter, frei von dieser Censurcontrole, darin gelesen werden, und wenn sie auch Mittheilungen und Aeußerungen enthalten, welche, dem städtischen

Censor ein Gräuel, von diesem unterdrückt würden, wenn es der Redaction des Wochenblattes in den Sinn käme, dergleichen drucken zu lassen. Die Handhabung der Censur ist denkwürdig, wenn auch sehr oft nicht würdig. Börne schrieb im Jahre 1819 „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur“. Dazu finden sich überall Vendants; jeder Zeitungsredacteur kann sie liefern; und deshalb erlaube man mir, einen kleinen Vendant zu den großen Frankfurter Denkwürdigkeiten aus meinem ci-devant-Zeitungsschreiberleben mitzutheilen.

Ich gab eine sogenannte politische Zeitung heraus, das heißt, einen Mischmasch, einen Härringsalat von zahllosen Ingredienzen, wie er für die Tafel der hungrigen Lesewelt überall aufgesetzt wird, ein Pêle-mêle von politischen Nachrichten, Mittheilungen über Kunst, Industrie, sogenannten vermischten Nachrichten, öffentlichen Bekanntmachungen, gerichtlichen Proclamen, Geburts-, Heiraths- und Todesanzeigen, gespielt mit Advertissements von entlaufenen Hunden und entflohenen Kanarienvögeln, Anzeigen von gefundenen Pretiosen und verlorenen Kassenanweisungen, das mit meteorologischen Beobachtungen, Börsennachrichten und Publicandis von Käse- und Butterkrämern schließt, und den letzteren Individuen zuletzt in die Hände fällt, ihre Waare darin einzuschlagen. Am nämlichen Orte erschien noch eine zweite Zeitung desselben Kalibers, und da der Name nichts zur Sache thut, so will ich die Namen aus dem reichhaltigen mythologischen Taufnamenregister wählen, und die von mir redigirte Zeitung Apoll, die Collegin aber Diana — zwei beliebte Jagdhundsnamen — taufen, wiewohl Hunde zu dem jagenden, Zeitungen und ihre Redacteurs aber zu dem gejagten Personal gehören. Der für meine Zeitung gewählte Name Apoll ist um so charakteristischer, als vom Gott Apoll der Satyr Marsyas — nach der alten Götterlehre — geschunden ward, weil er es wagte, mit dem Gott der Tonkunst selbst sich in einen Wettkampf einzulassen, bei meinem Apoll aber, d. h. meiner Zeitung, das Blättchen sich wandte, und mein Apollo im umgekehrten Verhältnisse von dem Censur-Marsyas geschunden ward.

Doch ohne weitere Umschweife gleich zur Sache. — Meine Zeitungsjournaliere fuhr täglich, gleichviel wie und womit beladen, nachdem ihre Packereien und Passagiere die Censurvisitation überstanden hatten, zur bestimmten Stunde ab, wöchentlich einmal in Gesellschaft eines Weiwagens mit belletristischem, sogenannten Unterhaltungspulver, d. h. einer Beilage, die Gedichte, Erzählungen und dergleichen Kleinodien enthielt.

Neben dem wirklichen Censor, der das Amt in Beziehung auf die in meiner Zeitung enthaltenen Mittheilungen und Neußerungen übte, war gesetzlicher Vorschrift gemäß noch ein Stellvertreter, der für den Principal in Verhinderungsfällen angewiesen war, bestellt. Da Meister Hämmerling in eigener Person augenblicklich verhindert war, Rad und Schwert zu handhaben, weil sonstige Amtsgeschäfte um die Zeit, wo die Zeitung fertig ward, mit dem Censurgeschäfte collidirten, auch während der Winterzeit die Posten die Zeitungen später brachten, so hatte der Stellvertreter die Censur längere Zeit hindurch ohne irgend einen Censurverstoß treu und redlich verwaltet, als aus gewissen Gründen die Zeitung Apollo einen neuen censirenden Marsyas erhielt. Bevor indeß dieser neue hochnothpeinliche Gerichtsherr sein Amt antrat, hatten sich Wolken an meinem Redactionshimmel zusammengezogen. Die Zeitungsgöttin Diana, die Collegin meines Apollo, nahm aus dem Manuscript eines öffentlichen Provinzialorgans, das in der Druckerei des Verlegers der Zeitung Diana gleichfalls gedruckt ward, die interessantesten Mittheilungen, und theilte sie ihren Lesern, ehe noch die Quelle selbst, woraus sie entnommen, gedruckt und zur Publicität gelangt war, mit. Apollo konnte sie erst aus dem gedruckten und ausgegebenen Organe selbst entlehnen, und war deshalb hinsichtlich jener Provinzialnovitäten, die bereits Antiquitäten geworden, wenn er sie seinen Lesern austischen konnte, stets im Rückstande. Dies veranlaßte mich als Redacteur zu nachfolgender gehorsamen Vorstellung an die betreffende Behörde:

„Die Zeitung Diana theilt ihren Lesern fortwährend unter der Rubrik: Nachrichten aus der Provinz officiële Mittheilungen mehrere Tage vor der Bekanntmachung derselben durch

das officielle Organ mit. Dergleichen Artikel, welche vorzugsweise für die Zeitungsläser von größtem Interesse sind, hat die Zeitung Apollo bisher gar nicht, oder erst, nachdem dieselben bereits durch die Zeitung Diana und das offizielle Organ zur Publicität gekommen, liefern können, wodurch der Apollo sich in bedeutendem Nachtheile befindet, da gerade Neuheit der Artikel das Hauptstreben jeder Redaction eines öffentlichen Blattes ist. Da der gehorsamst Unterzeichnete nun nicht anders glauben kann, als daß mehrgedachte Notizen mit Genehmigung Einer u. s. w. Behörde der Redaction der Diana so frühzeitig gegeben, so wagt derselbe die ganz gehorsamste Bitte: Eine u. s. w. wolle auch ihn hochgeneigt in den Stand zu setzen geruhen, die gedachten Mittheilungen gleichzeitig mit der Diana in den Apoll aufnehmen zu können."

Dieser Antrag wird jedem Billigdenkenden nicht unbillig erscheinen. Es erfolgte indeß darauf folgende Antwort:

"In Fällen, wo wir es für nöthig erachten werden, amtliche Bekanntmachungen auch durch Ihre Zeitung zu veröffentlichen, werden wir nach Befinden dafür sorgen, selbige gleichzeitig mit der durch andere Blätter erfolgenden Publication erscheinen zu lassen, wie wir auf die an uns gerichtete Vorstellung vom 27. pr. eröffnen."

Ich entwarf nach Eingang dieses Bescheides folgenden erneuerten Antrag:

"Eine u. s. w. verehrliche Verfügung vom 6. c. beruht entweder auf nicht klarer Abfassung meiner gehorsamsten Eingabe vom 27. v. M. oder auf einem Mißverständnisse. Es sollte darin nicht um Mittheilung „amtlicher Bekanntmachungen“ gebeten werden, da dieselben den Redactionen beider Zeitungen bereits gleichzeitig zugehen, und unter der Rubrik: „Bekanntmachungen“ als Inserate zur Publicität gebracht werden. Es galt vielmehr denjenigen amtlichen Quellen entlehnten Mittheilungen, welche die Zeitung Diana unter den Rubriken: „Nachrichten aus der Provinz“ und „Personalchronik“ und zwar zu einer Zeit mittheilt, wo dieselben auf amtlichem Wege durch das offizielle Provinzialorgan noch nicht zur öffentlichen Kunde gekom-

men sind. Da dergleichen aus amtlichen Quellen entnommene und vor erfolgter Publication auf officiellen Wege durch die Diana mitgetheilten Data nicht anders als durch Eine u. s. w. oder mit Hochderselben Genehmigung der Redaction der Diana zugehen können, so hat um hochgeneigte gleichartige Berücksichtigung des Apollo gehorsamst hiermit bitten wollen

die Redaction des Apollo."

So lautete die von mir entworfene Remonstration, die ich indeß aus besonderen Gründen nicht abgehen ließ.

Der neue censurende Marsyas debütierte nicht lange nach seiner Amtsinstillirung mit nachfolgendem Billetdoux an mich:

"Die u. s. w. (Provinzialbehörde) hat den im Apollo vom 11. aus dem Hamburger Correspondenten entnommenen Artikel über die Wahl des Nachfolgers des verstorbenen Ministers namentlich in der Beziehung bitter getadelt, daß man diese bloß gerüchtweise Mittheilung aus einem Blatte unmittelbar nach der Nachricht von der Beerdigung des Verstorbenen habe folgen lassen. Ich halte angemessen, Ew. Wohlgeboren hiervon mit dem Bemerkten Kenntniß zu geben, daß nach einer früheren, durch die Hände meines Vorgängers gegangenen Verfügung, Nachrichten, welche die Person des Staatsoberhauptes selbst betreffen oder mit einem Mitgliede des regierenden Hauses und den Hofverhältnissen überhaupt in Beziehung stehen, nur dann in die Provinzialzeitungen aufgenommen werden dürfen, wenn sie aus einer der Zeitungen der Residenz entnommen sind."

Selbstredend hätte ich darauf nichts erwidert und dieser Omelette wegen, die tant de bruit zur Folge hatte, keine Feder auf das Papier gesetzt, wenn nicht kurz darauf die Zeitung Diana sich desselben Verbrechens wie der Apollo schuldig gemacht hätte, obwohl der Redaction jener Zeitung eben so gut wie mir die obige Weisung zugegangen sein mußte. Ich wandte mich daher an meinen Censor mit nachfolgenden Zeilen:

"Durch Ew. Wohlgeboren schriftliche Weisung, veranlaßt durch höhere Verfügung, bin ich

angewiesen, über Ministerialveränderungen, Besetzung erledigter Ministerstellen u. s. w. nur solche Artikel aufzunehmen, welche eine der Zeitungen der Residenz mittheilt. Es scheint indes dieser Befehl nur allein mit Bezug auf die Zeitung Apollo erlassen zu sein, da die Zeitung Diana noch in ihrer heutigen Nummer einen Artikel aus dem Hamburger Correspondenten giebt, worin die bevorstehende Besetzung der Ministerstelle durch den gemeldet wird.

Ich darf mich hierdurch veranlaßt sehen, Ew. Wohlgeboren ergebenst zu bitten, die Aufhebung des hinsichtlich des Apollo ergangenen Verbotes zu bevorworten, indem zwei in demselben Orte erscheinende Zeitungen doch gleichmäßigen Censurvorschriften unterliegen müssen."

Ein fernerer Artikel des Hamburger Correspondenten, der die mehr erwähnte Besetzung der erledigten Ministerstelle besprach, ward angestrichen und einige Tage darauf dem Censor mit folgender Anfrage zugesandt:

"Kann dem beiliegenden Artikel aus dem H. G. das Imprimatur ertheilt werden, NB. für die Zeitung Apollo, da der Zeitung Diana, die das Mehrere mittheilt, selbstredend auch die Aufnahme des Wenigeren ohne Anfrage zusteht? — Zugleich bitte ich, mich gefällig wissen zu lassen, ob die bisherige hinsichtlich beider genannten Zeitungen verschiedene Censurhandhabung noch ferner fortbestehen wird oder nicht? Ersteren Falles bin ich gesonnen, ohne Weiteres die Herausgabe des Apollo noch in diesem Monate, wo es am besten wegen der Berechnung mit der Post geschehen kann, aufzugeben."

Ich erhielt hierauf folgenden Avis des Censors:

"Ich habe Veranlassung genommen, Ew. Wohlgeboren Schreiben der Provinzialverwaltungsbehörde zur Entscheidung vorzulegen. Bis diese ergangen, kann ich mich nicht ermächtigt halten, dem anliegenden Artikel das Imprimatur zu ertheilen."

Eine Entscheidung erfolgte darauf nicht.

So viel für diesmal aus meinen Censurmemoiren; es ergibt sich daraus, daß die Redac-

tion einer deutschen Zeitung noch mehr Seligkeiten gewährt, als die römisch-katholische Kirche, die deren bekanntlich acht an der Zahl verheißt. *)

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Hamburg im September.

Der Sommer ist gestorben und sein trübseliger Bruder, der Herbst, in's Land gerückt. Die Blätter reißt er von den Bäumen, die naturschwärmerischen Gefühle aus unserm Herzen. Näher rückt der Mensch zum Menschen; von den Chauffeen, aus den See- und Landbädern, von Erholungsreisen und alljährlichen Gewohnheitsausflügen kehren die Leute an den heimathlichen Heerd zurück. — Die Natur ist unfreundlich geworden, sie geberdet sich mürrisch und weist die Liebeskosungen von sich, welche wir so gern ihr noch bringen möchten. Der Regen klatscht an die Fenster, in seinen nassen Vorsägen unaufhörlich bestärkt durch die schweren Seebünste, welche die Lustreise zu uns herüber machen. Wohin flüchten wir am liebsten aus der Raubheit, der Unbehaglichkeit des Herbstlebens? Ich meine, in den immer bei uns geöffneten Tempel der Kunst — was man denn so Kunst und Kunsttempel zu nennen pflegt. Das Wort ist bekanntlich traditionell gewor-

*) Aehnliche Widersprüche finden auch an anderen Orten statt. „Die Deutsche Allg. Zeitung meldete u. A. folgendes Censurcuriosum: In einer Stadt, in der zwei Zeitungen erschienen, besorgte in Abwesenheit des Censors dessen Frau die Censur. Eines Tages schickte die eine Zeitung ihren Bogen früher ein als die andere. Es stand ein etwas bedenklicher Artikel darin. Der Censor strich ihn. Geschäfte riefen ihn unmittelbar darauf eilig ab; er konnte nicht einmal vorher seine Frau mit Instruction versehen. Bald nachher kam der Bogen der zweiten Zeitung. Derselbe Artikel war darin. Die Frau des Censors, liberaler als ihr Mann, ließ ihn stehen. Zum Unglück waren die beiden Zeitungen Rivalinnen; es folgten Beschwerden, worauf die Dame nicht mehr censirt haben soll.“ Auch Börne berichtet in seinen „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur“ dasselbe; man strich der von ihm herausgegebenen „Neuen Frankfurter Zeitung“ Artikel, die man der Oberpostamtszeitung passieren ließ.

den. Lassen wir ihm seine herkömmliche Bedeutung. Im Uebrigen ist Hamburg noch immer der Ort, wo die Musen, wenn sie einmal große Revüe hielten in deutschen Landen, nicht gerade den unerfreulichsten Anblick haben würden. — Ihr Journal hat, wenn auch keine ausschließliche, doch eine entschiedenere Theaterichtung als früher. Dem Correspondentenwesen, das nur mit wohlfeilem Theatergeplauder die Spalten der Blätter füllt, bin ich sonst nicht zugethan; aber Tendenzen müssen berücksichtigt werden, und so gebe ich Ihnen eine Theaterrevüe, mit einer vielleicht nicht ganz uninteressanten Einleitung.

Unsere beiden Bühnen, Stadt- und Thaliatheater, spielen täglich. Das Erstere, in dem sogenannten neuen Hause, von Schinkel erbaut, seit 1826 befindlich, hat eine Gesellschaft Actionaire, ein Comité als Ausschuss derselben, und ein doppeltes Directorium. Hr. Mühl-ling, als ein gewandter und erfahrener Theatersparken-ter, als ruhiger, besonnener und gebildeter Mann, bereits von Köln und Aachen her bekannt, war schon Colleague des verstorbenen Schmidt und leitet Alles, was nicht Oper, Singspiel und Ballet ist. Im letztgenann-ten Bereiche schaltet und waltet Hr. Jul. Cornet, dessen Andenken als Tenorist mit Recht ein hochgeach- tetes bleiben wird. Als Director entwickelt er eine rühmliche Umsicht, Energie und Geschäftskennntniß. Hin- gegen ist Alles an ihm bizarre Laune und wetterwen- dische Stimmung des Moments. Er entwickelt bald die geschmeidige Schlaueit des Italieners — Cornet ist wenigstens ein halber, seinem Geburtsorte nach — bald die roheste Offenherzigkeit, kolossalste deutsche Grobheit, die je unter Germania's Söhnen geblüht hat. Cornet besitzt ein Schimpflexikon, in welchem selbst Ham- burger Fisch- und Gemüseweiber verschiedene Seiten noch mit großem Nutzen lesen könnten. Oft verdirbt er in unbefonnener Wuth wieder, was seine psiffigste Berechnung, sein bedeutend praktischer Scharfblick gut gemacht hatte. Die Oppositionspresse namentlich er- hält Ehrentitel von ihm, welche ich schon Anstands halber hier nicht wiederholen kann. Wenn ich dies und noch viel Tolleres von Cornet höre, setzt es mich nicht im Geringsten in Erstaunen. Es ist sein souverainer Naturtrieb, er kann nicht anders. Ganz natürlich fand ich auch, daß ein im vorigen Jahre hier eingewander- ter Literat, der dem Stadttheater bereits ansehnliche Dienste geleistet hatte, von Cornet mit Beleidigungen überhäuft wurde, als er ihn, freilich sehr unschicklicher Weise, einmal auf der Bühne störte, um für seinen Blattprinzipal ein Freibillet zu fordern. Der arme Mensch wurde geradezu behandelt, als hätte er dem Director das baare Geld aus der Tasche holen wollen, und wenn seine Ehre besonders empfindlicher Natur gewesen wäre — wovon sie jedoch nie einen Beweis geliefert — wäre eine Herausforderung zum Duell die sichere Folge dieser, von verschiedenen Theaterleuten be- lauschten Scene gewesen. Es ist jedoch später kein

Tropfen Blut, sondern nur Dinte geflossen, und zwar sehr freundschaftliche. Später regnete es denn auch Freibillets en masse. — Mich hat Cornet immer so ungemein interessirt, daß ich mir eine ganze Briefftasche voll kleiner, höchst pikanter Züge gesammelt habe, die ich gelegentlich einmal zu einem Daguerreotypbilde ver- einigen werde, worin Licht und Schatten im naturge- mäßeften Verhältnisse stehen sollen. — Cornet ist ein „öffentlicher Charakter“ und, wie ich schon in diesen wenigen Zeilen dargethan, ein so durch und durch ori- gineller Mensch, daß er einen Charakterzeichner im- mer auf's Neue zum Studium anlockt. Jedesmal, wenn ich meinem lieben Cornet begegne, sag' ich mir: „Da kommt das Rechenexempel, welches Du noch zu lösen, der Artikel, den Du noch zu schreiben hast, das Wild, welches Du noch schießen mußt, eh' Du aus der Welt gehst!“ — Ich möchte mir dazu Cornet's eigene Feder leihen, sie ist gewandt und vielerprobt; daß er häufig „in den Strümpfen der Journalistik gegangen“, sagte er mir ganz offenherzig einmal. Seitdem gab ich mir Mühe, seine Styleigenthümlichkeiten zu entdecken, und erkenne ihn auch richtig augenblicklich, wo er sich auch immer vernehmen lasse. Oft hat es mich herzlich amüsirt, wenn Cornet mit Händen und Füßen den Verdacht von sich abwehrte — als läse er Journale. Gott bewahre! höchstens die Blätter, worin seine Theaterannoncen. Er durchstöbert aber Alles, was irgend aufzufinden ist, und weiß gewöhnlich zuerst in der ganzen Stadt, was hier oder auswärts über unsere Theater geschrieben wird. — So classisch grob er sein kann, eben so liebenswürdig und einnehmend desglei- chen, besonders wenn auch die Theaterkasse in guten Einnahmen schwelgt, was freilich in kluger Politik immer bestritten wird. Im Gespräch ist er barock, ab- springend, tausend Dinge durch einander mischend, und Niemand ist sicher, die freundschaftlichste Conversation nicht plötzlich zum heftigsten Wortwechsel mit ihm werden zu sehen. Cornet besitzt Kenntnisse — mit vie- lem Stolze und Selbstgefühl rühmt er sich seiner Uni- versitätsstudien — Esprit, und in musikalischer Hinsicht wird ihn an Takt und Scharfblick nicht leicht ein Operndirector Deutschlands übertreffen. Auch müßte er ein vorzüglicher Gesanglehrer sein. — Ich könnte ihn als Theaterdirector und Privatmann noch ungleich näher schildern, behalte mir das aber, wie gesagt, für die Zukunft vor. — Recht neugierig bin ich, zu erfah- ren, ob er mich nach dieser vorläufigen Silhouette noch etwas mehr hassen wird, als bis jetzt. Cornet findet nämlich alle Kritik, ausgenommen die lebende, über- flüssig — „sie nützt ja der Kunst gar nix!“ sagte er mir oft genug. Eine echte Theaterdirector- ansicht! Da nun Cornet ein Mann ist, den ich in mancher Beziehung zu schätzen weiß, will ich mich doch lieber von ihm hassen und fürchten, als verachten lassen. Er verachtet nämlich im Geheimen, wenn er sie auch zu gewinnen sucht, die Federn, welche dienst-

willig nach seiner Pfeife tanzen — und hat wahrhaftig Recht!

Der Contract zwischen Direction und Comité, welcher zu Ostern 1847 abgelaufen sein wird, ist bis jetzt nicht erneuert, und die Angelegenheit wird sich bis zum 1. October, wie ich höre, entscheiden müssen. Vermuthlich bleiben die in ihrer Art und Weise so verschiedenen Dioskuren M. und C. auch künftig am Ruder. Getrieben vom heilsamen Sporne der Concurrenz, haben sie seit geraumer Zeit eine rühmenswerthe Thätigkeit entfaltet. Im nun verflossenen Sommer erschienen freilich wenig Novitäten, aber Gäste auf Gäste, von denen jedoch Keiner auch nur den Zehnten des Beifalls empfing und verhältnismäßig der Kasse so viel Segen brachte, wie Jenny Lind dies gelang. Leider aber hatte das Uebermaß von Enthusiasmus und Entréegebern, welches die herrlichen Leistungen der Schwedin verzehrten, eine nachhaltige, unerhörte Abspannung zur Folge. Weder die achtungswerthen Vorstellungen einer italienischen Operngesellschaft, welche nur im heitern Genre (*il Barbiere di Siviglia*) nicht hätte auftreten sollen, noch die anmuthige und talentbegabte *Luchek* von Berlin konnten diese Erschöpfung wieder in lebhaftere Aufregung und Durst nach Kunstgenüssen verwandeln. Dem wackern Tenoristen *Härtinger* von München winkten schon in der Ungunst oder besser Gunst der Witterung günstigere Sterne. Er machte einige volle Häuser und gefiel sehr; seine Stimme ist ein eigenthümlicher Tenorbariton, voll Kraft und Frische; sein Spiel noch nicht degagirt genug; das Heroisch-Edle, wie *Lichatschek* es hat, fand ich auch nicht an ihm. Studium und Routine können Manches ausgleichen. — Schmerzlich enttäuscht hat mich die *Enghaus* von Wien, die mir hier immer als eine ganz vorzügliche Künstlerin gerühmt wurde und deren Bild, aus den längst verwischten Erinnerungen früherer Jahre, nicht mehr bestimmt und sicher hervortreten wollte. Jetzt hab' ich es erneuern können, aber, wie gesagt, nicht zum Vortheil der Dame. Sie ist eine, was äußere Mittel betrifft, wohlbegabte Naturalistin, aber es fehlt die geistige Tiefe, die künstlerische Durchbildung; der rohe Diamant, welchen die Natur gegeben, hat Schliff und Glanz und sorgsame Fassung nicht erhalten. Dem *Enghaus*, jetzt überdies jenseit ihrer Blütheperiode, hat allerdings Momente des glücklichsten Treffens, Momente, in denen sie selbst den Kenner irre leiten und ihn glauben machen könnte, sie sei wirklich eine bedeutende Künstlerin. Bald aber löst sich Alles wieder in Declamationspathos und Gestenluxus auf, welche Erfahrung ich ganz besonders an ihrer „*Phädra*“ machte, einer Rolle, welcher die *Enghaus* gar nicht gewachsen ist, in der sie aber doch rasend beklatscht wurde. — Wie traurig es hier jetzt um das Kunsturtheil im Allgemeinen steht, wie unser Publikum sich allabendlich der ärgsten Verstöße schuldig macht, das Treffliche stumm vorübergehen läßt, das Verzerzte,

Ueberlabene wie toll beklatscht, über diesen ganzen Jammer und seine unseligen Folgen schreibe ich Ihnen ein ander Mal. Dazu die *Claqueurs*, die urtheillosen Tonangeber im Parterre und Parquet, das unsinnige Hervorrufen bei offener Scene — nicht einmal in der Erinnerung mag ich daran denken, und im Theater verdirbt mir's oft jeden Kunstgenuss. — Sehr gerecht hat man sich in Betreff der *Bayer* gezeigt, welche Sie wahrlich in Dresden recht schätzen und ehren mögen — sie verdient es. Was die *Enghaus* an Metallkraft des Organs zu viel hat, fehlt freilich der *Bayer* in gleichem Maaße, namentlich in unserem, die Lungenkraft sehr in Anspruch nehmenden Hause. Dafür aber entschädigt der geistige Reiz und Zauber, welcher den Gebilden der *Bayer* eigen, die Empfindung, die Klarheit und das tiefe Verständniß, welche sie in der Totalität wie in den Einzelheiten ihrer Leistungen entwickelt. Ihre *Mathilde* in *Laube's* „*Struensee*“, ihre *Eugenie* in den „*Geschwistern*“, ihre „*Gertrude de Belle-Isle*“ und ihre *Hedwig* im „*Markt zu Ellerbrunn*“ werden mir unvergesslich bleiben, was auch im Wirtwart eines unausgesetzten Theaterbesuches an meinem Auge noch vorübergehen möge. Für naive, leicht scherzende, neckische und kokette Partien, für das eigentliche Ruhmelement der *Charlotte v. Pagn*, scheint mir die *Bayer* weniger geeignet. Sie hat aber — eine Eigenschaft, die ich schon hätte berühren sollen — mehr angeborenen Adel, als ich in Deutschland irgendwo auf den Brettern gefunden. Möchte sie uns recht bald einmal zurückkehren! — In der Reihe der Gastspiele ist das der *Marra* aus Wien der vollen Bedeutung nach Ihnen schon deshalb bekannt, weil diese ausgezeichnete Coloratursängerin ja auch bei Ihnen in Dresden aufgetreten ist. Sie hat hier mit ihrer merkwürdigen Trillerfertigkeit ungemessenes Furore gemacht, weniger mit ihrem Gesange, obwohl auch dieser oft stürmische Anerkennung fand. Einmal hörte ich sie übrigens die beiden ersten Acte der „*Lucia*“ fast ohne irgend ein Beifallszeichen singen, was wohl ihren wenig ausgezeichneten Mitteltönen zuzuschreiben sein mag. Im Schlußact machte sie dann mit der Wahnsinns-scene und den sie begleitenden Trillern — daß auch der Wahnsinn im Theater trillern muß! — unbedingte Sensation. Am unbedeutendsten soll die *Marra* in der „*Nachtwandlerin*“ erschienen sein, welcher Vorstellung ich nicht beiwohnte. Die *Adina* im „*Liebestrank*“ war ihre vorzüglichste Partie. — Fast hätte ich vergessen, das *Beckmann'sche* Ehepaar unter den Gästen zu nennen, welche wir diesen Sommer im Stadttheater sahen. Der Erfolg war kein besonders günstiger, wenn auch in den meisten Vorstellungen herzlich über *Beckmann* gelacht wurde. So ergötzlich er auch als *Mengler*, *Liborius*, *Rante* u. s. w. sein mag, diese alten Scharteken, welche er bei seinem jedesmaligen Hiersein gespielt hatte, konnten unmöglich viel Publikum anziehen. Auch Neues brachte er uns indes, z. B. „*die Mülle*

rin von Burgos", von dem hölzernen Hrn. Kuppelwieser frei bearbeitet — ein miraculös jämmerliches Product, welches rücksichtslos, trotz der Gäste, ausgezischt und ausgepiffen wurde. Vortrefflich war Beckmann als Grüber im „Jurist und Bauer“, classisch vollendet in den Todesängsten eines nach Spanien verschlagenen Leihbibliothekars, Gotthelf Fischer, von B. A. Herrmann nach Theophile Gauthier auf die deutsche Bühne verpflanzt. Mad. Beckmann, geb. Muzarelli, erschien mir etwas unbedeutend im Verhältniß zu dem Bilde, welches ich mir von ihr entworfen hatte. Ihr Aeußeres ist pikanter als ihr Spiel, doch singt und tanzt sie allerliebste. Durch das Gastspiel des Beckmann'schen Paares ist auch die höchst triviale und traurige Posse „Doctor Faust's Hauskätzchen“ auf dem Stadttheater zur Darstellung gekommen, was, wie auch die Aufführung des „Nante“, von verschiedenen Seiten her gemißbilligt wurde. Es erfolgte eine halbofficielle Vertheidigung, die für unser erstes Kunstinstitut das Recht in Anspruch nahm, Alles geben zu dürfen, wie das von jeher der Fall gewesen. Mir wären aber doch gewisse Ausschließungsprinzipien wünschenswerth, wie sie z. B. am Wiener und Berliner Hoftheater geltend sind. In Ihrem Dresden, so weit ich das Repertoire verfolge, finden sich dieselben keineswegs — giebt man doch den „Weltumsegler“ und den „artessischen Brunnen“. — Um die Gastspiele am Stadttheater noch bis in das Herbststadium hinüber zu besprechen, erwähne ich des großen Tänzerpaares Fanny Cerrito und M. Leon (ihres Gatten), die gegenwärtig unserem Publikum die seltensten choreographischen Genüsse bieten. Fanny Cerrito scheint an Kraft, Aplomb und spielender Ueberwindung unglücklicher Schwierigkeiten ihrer Kunst unübertrefflich, in der Grazie bleibt sie aber doch bedeutend hinter Fanny Elsler zurück, und was gar die Mimik betrifft, so ist schon aus natürlichen Gründen jeder Vergleich unstatthaft. Die Cerrito hat nämlich, wenn auch ein hübsches Gesicht — schön kann ich es nicht finden — zu wenig markirte Züge, zu wenig sprechenden Ausdruck darin. Lächelt sie, so wird er allerdings lebendiger — aber was ist er in seiner unbestimmten Lieblichkeit gegen das wunderbar redende Antlitz der Elsler, worin sich stets eine Skala ihres ganzen Fühlens und Denkens kundgab. Die Elsler ist unter den Tänzerinnen die größte Schauspielerin, und dem süßschauerlichen Reiz, dem grauenhaft anziehenden Etwas, welches sie ihrer Gisela (in dem Ballet „Die Willys“) zu geben verstand, konnte die Leistung der Cerrito nimmermehr die Spitze bieten. Diese war eine virtuose Tänzerin, welche unbedingter Bewunderung werth, jene eine fast geisterhafte Erscheinung, die uns das Irdische wirklich vergessen machte und selbst den nächstern Theaterabonnentensinn in den Kreis einer überaus lieblich-schauerlichen Vision hineinbannte. Der Begleiter der Cerrito — um die Illusion nicht zu mindern, nennt sie ihn nicht ihren Gatten auf den Thea-

terannoncen — ist ein vollendet trefflicher Tänzer, zugleich ausgezeichneter Violinvirtuose und auch Componist, dessen Schwebekraft, Anmuth und erstaunliche Sicherheit den Vergleich mit der Cerrito nicht zu scheuen braucht. Der Enthusiasmus des vollen Hauses — trotz erhöhter, ja verdoppelter Preise — war natürlich volltönig, kam aber doch dem nicht gleich, welchen die Elsler hier erregt hat. Das Tänzerpaar erhält 500 Thlr. Pr. G. für den Abend. — Unser heimisches Balletcorps zählt leider nur zwei achtungswerthe Mitglieder, von denen überdies nur eines beschäftigt war; und so hatten wir denn zu der fremdländischen Virtuosität eine oft sehr klägliche, mit Lachen und Zischen gewürdigte Hamburger Folie. Ein wirklich gutes Balletcorps zu unterhalten, vermag unser Stadttheater wegen Mangel finanzieller Mittel nicht.

Nicht minder regsam als die Direction des Stadttheaters, und im Verhältniß zu den mannichfachen, den freien Lebensathem erschwierenden Beschränkungen und Einengungen noch regamer, zeigte sich die der Thaliabühne. Schon vor geraumer Zeit, bald nach Eröffnung dieses Theaters, habe ich in der Abendzeitung über Stellung und Verhältniß der Thaliabühne berichtet. Diese sind so ziemlich dieselben geblieben; eine Charakteristik des jetzigen Personals, wie auch der Mitglieder des Stadttheaters, behalte ich mir für mein nächstes Schreiben vor, da mir zur individuellen Würdigung kein Raum mehr bleibt. Das Thaliatheater hat für die Sommermonate das Princip der Gastspiele im ausgedehnten Sinne verfolgt. Wie an einem Taubenschlage fliegt es ein und aus, ein Gast drängt den andern, vom Monat April bis in den Monat September hinein. Dies System ist mehrfach getadelt worden; auch hat man nicht Unrecht, wenn man dadurch für das heimische Ensemble Nachtheil fürchtet. Zur gedeihlichen Existenz eines Hamburger Theaters im Sommer sind aber Gastspiele durchaus nothwendig; selbst gute, gefallende neue Stücke würden wenig Publikum herbeiziehen — wir sehen dies ja auch im Stadttheater — und behaglich existiren wollen, ist am Ende der natürlichste und verzeiglichste Wunsch. Daß man zu diesen Gastspielen nur die ausgezeichnetsten und renommirtesten Künstler mit bedeutenden Opfern gewinnt, finde ich ganz in der Ordnung. Früher wagten es überhaupt nur solche, vor einem auswärtigen Publikum zu erscheinen. Und dieses? will es fremde Mittelmäßigkeiten sehen? Hat es Lust, Zeit, Geld dazu? — Das Princip, nur die ersten Talente fremder Bühnen — wenn auch im verschiedenartigsten Genre — vorzuführen, ist ein durchaus lobenswerthes. Auch lassen diese erwähnten Talente immer einen vortheilhaften, reichhaltigen Eindruck bei verschiedenen der heimischen Mitglieder des Theaters zurück. Ich entdecke oft Züge bei ihnen, welche in die künstlerische Physiognomie dieses oder jenes Gastes gehören und gar nicht unan-

genehm zum Vorschein kommen. — *Hendrichs*, vom Berliner Hoftheater, eröffnete im April den Reigen der interessanten Gastspiele. Alle Befürchtungen, die man an seine Wiedererscheinung bei uns geknüpft hatte, erwiesen sich als überflüssig. Eine schwache Opposition wurde sofort durch eine spaßhafte Verwechslung, die den Jörn in heiteres Lachen verwandelte, entkräftigt, und *Hendrichs* begann, verfolgte und schloß sein Gastspiel unter glänzender Anerkennung. Er hat freilich in der geistigen Ausbildung seiner Charaktere noch keinen Höhepunkt erreicht, ist aber doch fortgeschritten in dieser Beziehung. Seine körperlichen Vorzüge, sein ungemein glücklicher Naturalismus — er ist doch ein glückliches Gut, der Kern alles Talents, wenn auch *Sendelmann* gegen den Naturalismus ohne Studium wüthig eiferte — sind neidenswerthe Eigenthümlichkeiten an *Hendrichs*, die ihm überall schnell die Gunst des Publikums verschaffen, namentlich die der Damenwelt. — *Louis Schneider* zeigte sich uns als eines der ersten komischen Talente, welche Deutschland gegenwärtig besitzt. Seine Spielroutine artet leider oft in *Ronchalance* aus, welche keine Regeln und Gesetze mehr kennt, ihn auch verleitet, ohne Skrupel aus dem Rahmen des Stückes zu treten. Ueber den Aplomb und die Schlagfertigkeit des Worts geht nichts. Dabei charakterisirt er vortrefflich und ist, Alles in Allem, mehr ein französischer als ein deutscher Schauspieler. Seine Vorstellungen füllten Haus und Kasse an jedem Abend; er hat großes Glück bei uns gemacht. — Im Juni kam *Charlotte v. Hagn*, die geistreiche, pikante Künstlerin, welche in entschiedener Originalität ihren Weg wandelt und hier die Scharfen wieder ausweihen konnte, welche der Eigensinn und die Empfindlichkeit des Wiener Hofburgtheaterpublikums ihrem Ruhme zufügte. Eine Charakteristik der *Hagn* mit ihren brillanten Vorzügen und nicht minder brillanten Fehlern kann ich nicht in wenigen Zeilen geben, unterlasse sie also für heute. — *Carl La Roche* vom Wiener Burgtheater hat durch seine meisterhaften Charaktergebilde, von denen nur sein *Sbyloß* nicht allgemeine Zustimmung fand, hier einen Enthusiasmus hervorzurufen, den wir bei der Einfachheit der von ihm vorgeführten Stücke kaum noch für möglich in Hamburg gehalten hätten. *La Roche* hat aber auch durch sein großes Talent, durch die edeln und zugleich fein ausgemeißelten Formen — selbst in der Komik — gutes Anrecht auf das volle Maas der Bewunderung. Er ist auf der Bühne wie außerhalb derselben einer der lebenswürdigsten Künstler, denen ich je begegnete, und wie alle Freunde der echten, wahren Kunst, freue auch ich mich lebhaft auf sein Wiederkommen im nächsten Jahre zum abermaligen Gastspiel am Thalia-theater, wo es ihm recht wohl gesiel. — *La Roche* hatte seinen Rollencyclus noch nicht beendet, als schon die französisch lebhaft und drollige *Mad. Günther-Bachmann* von Leipzig eingetroffen war

und in einigen Lustspielrollen, namentlich aber in der Oper „Die Regimentstochter“, ihren bedeutenden Ruf rechtfertigte. Sie gab die *Marie* fünf Mal bei gefülltem Hause. — Andere Wiener Gäste, in sehr verschiedenartigem Fach, waren hier: die *H. Scholz*, *Grois* und *Pohl*, Letzterer bei Weitem der Unbedeutendste, wenn auch Bühnenroutine nicht mangelt. *Scholz* ist in seiner Art ein großer Naturkomiker, sein Humor ist plump, aber unwiderstehlich wirkend; *Grois* schien mir ziemlich einseitig, die Komik ist sein Fach gar nicht, aber er hat außerordentliches Feuer, Leben und Gemüthstiefe; seine Darstellungen sind markig, voll Saft und Kraft. Er muß aber im Gebiete des österreichischen Genrebildes bleiben. — Der bekannte Komiker *Peters* vom Schwäriner, *Jenke* vom Oldenburger Hoftheater erschienen gleichfalls mit Ehren, wenn auch ohne außergewöhnliches Glück zu machen, in den heitern Räumen des Thalia-theaters. — Gegenwärtig hat es die Debüts neuengagirter Mitglieder und die ersten Winternovitäten gebracht.

Aus Raumburg.

(Verspätet.)

Am 9. Juli früh gegen 10 Uhr gewahrte man auf unserer Vogelwiese ein so reges Leben, daß man hätte glauben können, es sei für Raumburg plötzlich wieder jene Zeit angebrochen, wo das Königreich Sachsen noch nicht zum Zollverbände gehörte, jene schöne Zeit, von der so viele unserer Patrizier noch immer träumen und dabei behaupten, daß, wenn sie wieder heraufbeschworen werden könnten, unsere gute Stadt auch als Messplatz selbst mit Leipzig sich zu messen im Stande sein würde. So lebhaft war es an diesem Tage unter unseren Linden. Schön gepuhte Damen von hier und Kösen, rothwangige untersekte Bauerdirnen von der Unstrut, Eisenbahnarbeiter aus Schlessien, behänderte Herrn aus Pforta und Merseburg, Referendarien aus allen Provinzen Borussia's —: Alles wogte friedlich und freudig durch- und nebeneinander, und die glückliche Nähe von Jena und Halle hatte es möglich gemacht, daß mehrere Musensohne mit ihren Schnurenröcken und bunten Mützen dem Ganzen ein romantisches Kolorit ausdrückten. Eine große kräftige Gestalt, angethan mit dem einfachen schwarzen altdeutschen Rocke und geziert mit einem langen Silberbarte, auf der Brust das eiserne Kreuz, fesselte besonders die Blicke der Fremden. Der alte Jahn — denn er war diese eigenthümliche Erscheinung — überflog mit seinem Falkenauge die Massen, wie ein wiedererstandener König

über ein junges Geschlecht Herrschau halten würde. — Was war es nun aber, das heute Alles auf die Beine gebracht hatte? Erwartete man etwa die Ankunft des russischen Kaisers? Oder wollte der griechische Hofkünstler Frikel ein Collegium publicum veranstalten? Oder war etwa gar der arge Procopius wieder aus seinem Grabe auferstanden, um das junge Raumburg noch einmal nach seiner Trommel tanzen zu lassen? Nichts von alle dem. Den russischen Kaiser hat man hier schon mehre Male gesehen, Frikel ist zu sehr Griechische, als daß er sich seine Exereien nicht sollte bezahlen lassen, und der grimme Hussitenführer wird eben so wenig je wiederkehren, als uns ein anderer deutscher Kaiser oder König die in der Sage verheißenen Herrlichkeiten in den Schoos legen wird. Ein Mann war's allerdings, auf den man wartete. Er erschien endlich. Der Ruf: „Er kommt! Er ist da!“ machte plötzlich die weiter hinten stehenden Herrn und Damen um ein Paar Zoll länger, während sich vorn die Reihen theilten, dem Ersehnten ehrerbietig Platz machend. Dieser war ein Mann, dessen erstes Erscheinen nicht für ihn einnimmt. Eine kleine schwächliche Figur mit tiefsitzender Taille, schreitet er mit seinen dünnen Beinen einher, ähnlich, wie uns Kant geschildert wird. Er ist angethan mit schwarzem Ueberrock, mit Weste und Pantalons von derselben Farbe — sämmtliche Kleidungsstücke nicht eben modern gearbeitet. Um den Hals hat er ein weißes Tuch geschlungen. Das Gesicht, etwas zu groß für diesen Körper, entbehrt eigentlich jedes Feints, zeigt dabei Blatterspuren und verliert noch durch die große Nase an Ebenmaß. Reiches Haupt- und Barthaar, obgleich beides schon gebleicht ist, giebt ihm aber einen gefälligen Rahmen. Aber der Mann mit diesem Gesichte hat eine hohe freie Stirn, klare blaue Augen, voll von Leben und Feuer, und wenn er seine feinen, schön geformten Lippen öffnet und Sie seine melodische Stimme hören und dabei den unendlichen Ausdruck dieses Gesichtes wahrnehmen: wahrhaftig, es geht Ihnen, wie es mit uns Allen der Fall war: Sie finden diesen Mann ausnehmend lebenswürdig. Doch erzählen wir weiter. Der Fremde grüßt die ihn umstehende Menge mit einem freundlichen „guten Morgen“ und gesellt sich dann zum alten Zahn, dem er als einem lieben Bekannten treuherzig die Hand schüttelt. Was? dem alten Zahn? Ist denn der fremde Mann auch ein Demo — —?! Halt! Der fremde Mann wird unmittelbar nach dieser Begrüßung von zwei Geheim-Räthen herzlich willkommen geheißen, von dem Einen sogar umarmt und dann von Mitgliedern unseres Oberlandesgerichts, von Professoren und Beamten aller Art so umschwärmt, daß nicht einmal Allen der Wunsch, ihm vorgestellt zu werden, erfüllt werden konnte. Dies als vorläufige Antwort auf jene eventuelle Frage. Aber nicht bloß diese Herren, sondern auch die Damen, ja die ganze versammelte Menschenmasse wollte ja jenen Mann sprechen hören. Man

überzeugte sich bald, daß für diesen Zweck der große Saal unseres Schützenhauses nicht ausreiche, und man zog daher auf den nahe gelegenen Bürgergarten, eine äußerst romantische Anhöhe. Hier werden schnell zwei große Tische zusammengerückt, der Fremde besteigt diese extemporierte Tribüne und Raumburgs erste Volksversammlung beginnt. „Vorwärts!“ dieses Losungswort unserer Zeit ist das Thema, welches der fremde Mann begeistert und begeisternd in seiner Rede immer wieder, je länger je gewaltiger, hervortreten läßt. Ein Regen, der plötzlich eintritt, wird gern ertragen, und erst als er in Strömen sich herab gießt, verläßt man auf die Bemerkung des Redners: „Was zu viel ist, ist zu viel!“ auf eine Viertelstunde das Freie. Da tritt die Sonne wieder hervor und der Meeting hat nun ungestört seinen Fortgang. Meeting? Ein englisch-preussisches Bisthum dürfen wir wohl haben und haben es daher auch bereits; dürfen wir denn aber auch englische Meetings halten? Aehnliche Fragen mochten Manchen beunruhigen; diesem und jenem sah man es auch an, aber den Meisten sah man das an, daß sie sich entweder nie mit solchen Scrupeln befaßt oder solche längst in die Kumpelkammer geworfen hatten. Da steht, gelehnt an eine alte Ulme, ein junger Mann, dessen Auge sagt uns deutlich, daß schon der Ruf: „Vorwärts!“ in seiner Seele ein mächtiges Echo gefunden. Sein regelmäßiges Gesicht, gehoben durch einen dunkelblonden Henriquate, seine kräftige, etwas hohe Gestalt, seine freie, natürliche Haltung macht ihn zu einer männlich schönen Erscheinung. Es ist der Dichter Pruz. Nicht weit von ihm steht ein Mann, dessen gebleichtes Haar es uns schon verräth, daß er seine besten Jahre hinter sich hat. Aber sonst gewahren wir eben nichts von seinem Alter. Sein Gesicht hat heute den Ausdruck eines erregten Jünglings. Wie vergnügt reibt er sich die Hände, wie hell glänzt sein Auge! Aber auch wie gerührt ist er, gerührt bis zu Thränen, als der Redner auf der Tribüne die Saiten des Gemüths anschlägt! Dieser schon ältliche, aber immer mobile Mann, dieses Gemisch von Kindlichkeit und Skepticismus ist der Medicinalrath D. Staps, Hahnemann's größter Schüler. Vor ihm sitzt auf einem kleinen Lehnstuhl ein fast gänzlich erblindeter Greis, der Geheime Regierungsrath D. Weiß aus Merseburg, Verfasser so vieler gebiegenen Schriften auf dem Felde der Pädagogik. Viele Anwesende sehen mit Dankbarkeit und besonderer Rührung auf ihn, ihren ehemaligen Lehrer. *) Der Mann dort mit dem durch und durch verständigen Gesicht ist der Geheimrath Lepsius, der gelehrten Welt hinlänglich bekannt als Alterthumsforscher und Baukenner. Man sieht es auch ihm an, daß er mit dem fremden Redner sympathisirt. Und wer

*) D. Weiß war vor seiner Berufung nach Merseburg Lehrer in Raumburg.

auch sonst noch gegenwärtig ist, vom classischen Portenfer bis zum Herrn Superintendent Zarnack aus der Uckermark herab — Aller Augen sind auf den fremden Mann geheftet: Alles Ohr! Der Redner schließt endlich und ein mehr als tausendfacher Beifallsruf sagt ihm, wie seine Worte Anklang gefunden. Der Fremde aber ist kein Demagog, er ist auch kein deutscher Kammerpräsident, obwohl er sie an ihrer Stelle sammt und sonders weit hinter sich zurücklassen dürfte — er ist ein einfacher Dorfpfarrer; aber dieser Dorfpfarrer ist — Uhlisch. Uhlisch ist ein bedeutender Mensch, auch abgesehen von seiner Eigenschaft als Führer der protestantischen Freunde. Die Art und Weise, wie er sich in Volksversammlungen überhaupt giebt, wie er die Debatten dabei leitet und diese zur rechten Zeit zu schließen versteht, seine herrliche Gabe zu resumiren, kurz: sein parlamentarischer Tact muß auch von denen anerkannt werden, die in Bezug auf seine kirchlichen Bestrebungen nicht mit ihm übereinstimmen. So auch hier. Einer unserer verehrtesten Freunde, ein Charakter, gediegen wie Gold und liberal im reinsten Sinne des Wortes, aber der rationalistischen Richtung Uhlisch's nicht eben hold, selbst dieser edle Repräsentant jener Innerlichkeit, die einst in Schleiermacher ihren vorzüglichsten Vertreter hatte, konnte es sich nicht versagen, dem Volksmanne Uhlisch herzlich die Hand zu drücken. Und in der That, Uhlisch ist ein echter Volksmann. Daß er für die Protestanten eine freie Auffassung des Christenthums in Anspruch nimmt und dieser durch Wort und Schrift Geltung verschaffen will, dies Verdienst theilt er mit Anderen; aber daß er das Bewußtsein seiner geistlichen Würde in etwas Anderem als in „Bewahrung der göttlichen Geheimnisse“ sucht, daß er nicht außerhalb, sondern innerhalb seiner Gemeinde stehen will, daß er sich oft seines Priestergewandes entledigt, um als Bürger unter seine Mitbürger zu treten und mit diesen als Freund und Gemeindeglied sich zu besprechen über das, was noth thut, das dürfte er nur mit sehr wenigen seiner Amtsgenossen, wenigstens in so hohem Maße gemein haben. Uhlisch will keine Eien; er weiß, daß wir Alle zur Priesterschaft berufen sind; aber er weiß auch, daß er unter seinem Chorrock keinen — Zopf hat. Er redet zum Volke in der Sprache des Volkes, nicht in hohlen Phrasen; aber seine Rede ist voller Kraft, wo er darüber spricht, was wir wollen, und ist voller Milde, wenn er der Zeloten und anderer Gegner gedenkt. In Bezug auf letzteres ward ihm auch bei uns Gelegenheit gegeben. Indem er nämlich seine Rede über das Wörtlein Vorwärts (auf die wir übrigens, da sie baldigst die Presse verlassen wird, nicht näher eingehen wollen) beendigt und noch den Wunsch ausgesprochen hatte, daß ihn Jemand widerlegen möchte, arbeitete sich mit einer gewissen Schüchternheit ein Mann auf die Tribüne, in dem ein Jeder, der ihn nicht näher kannte, Alles, nur nicht einen Bekämpfer Uhlisch's geahnt haben wird. Ein kleiner

schwächlicher Körper, aber von ganz anderem Ductus, als der Uhlisch's, ein blaßgelbes Gesicht mit Kennzeichen großer Reizbarkeit, große, aber nicht feurige Augen, ein kleiner, regelmäßiger, fast lieblicher Mund, eine halb-griechische Nase, kleine aber abstehende Ohren, ein schön geformter Kopf, aber fast gänzlich ohne Haarschmuck —: so war dieser Mann. Sein Anzug war eben nicht geeignet, seinen Körper zu heben, namentlich der Hut, der nur auf dem Hinterkopfe, aber tief bis in den Nacken saß. In der Hand hielt diese geheimnißvolle Erscheinung eine große Papierrolle. Uhlisch bemerkte in Bezug hierauf, daß es unter protestantischen Freunden Sitte sei, sich in dergleichen Versammlungen des lebendigen Wortes zu bedienen, und daß er daher bitte, frei zu sprechen. Auf die Entgegnung des Unbekannten jedoch, daß er kein Redner sei und sogar gänzlich auf das Wort verzichten müsse, wenn man ihm nicht zu lesen gestatte, wurde ihm letzteres freundlich eingeräumt. Er las nun und zwar mit einer Stimme, die so zart war, daß man sie für eine Frauenstimme hätte halten können. Und doch übertraf das, was wir hörten, Alles, was bisher, trotz Hengstenberg, von fanatischen Zeloten gegen die Rationalisten, namentlich gegen die Geistlichen dieser Richtung, in die Welt gekreicht worden. „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden!“ das war der ewige Refrain, der, je länger, je schonungsloser in dieser Allocution wiederkehrte. Es wurde den rationalistischen Geistlichen ohne allen Rückhalt der Vorwurf der täglichen Lüge und Verstellung gemacht, sie selbst Taschenspieler und dergleichen genannt und sie beschuldigt, die Unwahrhaftigkeit, welche das deutsche Volk durch und durch ergriffen haben soll, hervorgerufen zu haben. Doch die Rede ist bekannt. Der sie vorlas, war der sonst so freisinnige Publicist Franz v. Florencourt. Während er sprach, wurde der Unwille der Volksmenge gegen ihn wiederholt laut, und als am Schlusse Uhlisch fragte, was man auf eine solche Begegnung wohl erwidern solle, und der alte Zahn mit seiner Löwenstimme antwortete: „Auf eine solche Rede läßt sich gar nichts erwidern, hierauf gehört eigentlich der Knüppel aus dem Holzlande!“ zeigte ein anhaltender Bravoruf, daß diese nicht parlamentarische Antwort die Stimme des Volks ausgesprochen hatte. Uhlisch, der seinen Gegner schon mehrere Male in Schuß hatte nehmen müssen, bewies auch in seiner Entgegnung jene Milde, die einen Hauptzug seines Charakters ausmacht; aber der Ton seiner Stimme war stärker, als vorher; seine Rede kräftiger, schwungvoller, und als er namentlich seinem Gegner die „Lehrweisheit“ auseinandersetzte, nach welcher der protestantische Geistliche zwar „offen, frei, ohne halbe Andeutungen und jesuitische Schlangengewindungen“, *) aber mit Rücksicht auf den Bildungs-

*) Worte des Herrn v. Florencourt.

grad seiner Gemeinde diese vorwärts zu führen habe, strahlte sein Gesicht im schönen Borne und seine Worte klangen wie die eines hochbegeisterten Sehers. — Auch dieser Meeting hat uns übrigens darin bestärkt, daß

dergleichen Versammlungen sich nicht sowohl zur Discussion eignen, als vielmehr dazu, sich mit Gleichgesinnten zu erstarren und zu ermutigen.

Wilh. Künstler.

Literatur und Kunst.

Aphorismen

über das Gemeinsame in dem Entwicklungsgange der bildenden Kunst und der Poesie, besonders in Deutschland.

(Aus Karl Förster's noch ungedrucktem lit. Nachlaß.)

III.

Wirkungslosigkeit antiker Stoffe auf die Gegenwart.

Man berufe sich nicht auf die in neuerer Zeit zum Theil mit glänzendem Erfolge versuchten Nachbildungen dieses oder jenes epischen Sagenkreises der deutschen Vorzeit. Allerdings sind unserer Zeit in den Prachtsälen eines kunstliebenden Königs auf überraschende Weise die hohen Gestalten des Nibelungenliedes vorgeführt worden; König Günther, Siegfried, Chrimhilde und Brunhilde liegen aus ihren tausendjährigen Gräbern und begrüßten von dem Höhepunkte der Gemäcker herab die staunende Menge. Aber hat sie die Menge verstanden? oder ist es mit ihnen nicht eben so gegangen, wie mit der allerdings reichen und herrlichen, aber der Fassungskraft des Volkes längst entfremdeten Dichtung, in denen sie, wie Riesenteichname in schön geschmückten Särgen, uns erhalten worden sind? Ein kleiner Theil des Volkes, wenige durch Reigung und Vorbildung dazu Befähigte, haben das Göttliche, das auch in ihnen zur Anschauung gebracht ward, begriffen; die Andern gingen an ihnen schweigend oder wohl auch leis verhöhrend vorüber, ohne Ahnung von der Größe und Herrlichkeit, die den wahrhaft Schauenden auch in ihnen sich offenbarte. Es ist ein Irrthum, gegen den die Erkenntniß der eben besprochenen Wahrheit den sichersten Schutz gewährt, daß das, was im Gedicht untergegangen, im Bilde wieder erneuert werden, als ein Lebendiges in die Gemüther übergehen könne. Wie es undenkbar ist, daß die herrlichsten

Götterstatuen ganz in der Weise von uns verstanden und dahin genommen werden, wie sie von den Alten selbst in vollem Verständniß ihrer Bedeutung angesehen und verehrt wurden und — möchte ich hinzufügen — wie Homer und Sophokles, selbst in den gelungensten Uebersetzungen ewig nur als Fremdlinge, unter der Mehrzahl, in welcher Weise man sie auch in's Leben rufe, unter uns wandeln werden, eben so wenig werden die Riesenbilder des deutschen Heldenbuchs, was auch die auserwählteste Meisterschaft für sie thue, ganz begriffen und zu einem Eigenthume des Volkes werden. Weder Gedicht noch Bild allein für sich können ihr Verständniß ermitteln, das an tausend unsichtbaren Fäden hängt, deren wunderbares Spiel nur höchst unvollkommen mit den Namen der Ideenassoziationen bezeichnet werden.

Das Nationalepos, wie gothische Baue, haben ihre Zeit gehabt und diese kehrt wahrscheinlich nie wieder. Sie erneuern wollen, würde an das bekannte Märchen vom Riesen erinnern, der den Göttern zu groß geworden, in einen Zwerg verwandelt wurde, aber die alten Riesengedanken fort und fort mit sich herum trug.

Traurig ist es, wenn der Künstler sich der Erscheinung so ganz hingibt, daß er in ihr untergeht. Es läßt sich alles Sichtbare vom Dichter darstellen, vom Künstler nachbilden — aber ob er es sollte? ist eine andere Frage.

Wenn das Bild getreu wäre, das H. Heine von der Richtung unserer Zeit in seiner Schrift zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland, entwirft, wo er sagt: „die Menschen lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspesen; sie wissen auch, daß die Nation ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist, und sie vindiciren jetzt die Genüsse der Erde,“ — dann würde freilich der Dichter der beste sein, der das äußere Leben in seiner pursten Natürlichkeit darstellte, und der Maler, der mit nieder-

ländischer Wahrheit ein Stilleben auf die Leinwand zauberte, das dem Schmecker den Vor- und Nachgenuss eines leckern Mahles gewährte; Raphael und Correggio müßten ihre Kränze abtreten. Zum Glück ist der Schriftsteller, der so erstaunenswerthe Dinge der Welt verkündigt, derselbe, der sich nicht scheut, sich seiner deutschen Abkunft zu schämen, von der allerdings in seinen Schriften sehr wenig nachzuweisen sein möchte, und wir würden uns nicht all zu sehr an ihm versündigen, wenn wir seine Worte, als nicht zu uns gesprochene, auf sich beruhen ließen.

Daß das Charakteristische unserer Zeit hauptsächlich in der Geltendmachung der Individualität bestehe, ist neuerdings wieder als Behauptung aufgestellt und von Vielen nachgesprochen worden. Nur solchen, denen die Geschichte ein verschlossenes Buch ist, können dies so unbedingt behaupten. Weil sie in der Gegenwart Alles um sich so durch augenfällige Merkmale von einander gesondert sehen, während sich ihnen das zeitlich Entfernte, der nähern Betrachtung Entrückte nur unter allgemeinsten Merkmalen, denen der Zeit und Zeitstimmung, darstellt, glauben sie in dem Ehemaligen die Tendenz zur Verallgemeinerung, in dem Gegenwärtigen die zur Individualisirung wahrzunehmen, und sind in gleichem Irrthum befangen mit dem, der etwa, weil er in einem Haufen Menschen, der ihn umgiebt, jeden Einzelnen nach seinen Kennzeichen unterscheiden kann, einen gleichen Haufen in weiter Ferne aber nur massenhaft und als ein Ganzes erblickt, daraus schließen wollte, daß wirklich die individuellen Unterschiede, die er bemerkt, bei den Andern gänzlich hinwegfielen und alles hier nur Masse sei, was dort sich als individuell gesondert hervorthut.

Wir wissen durch Göthe, wie verwundert die französischen Kunstpensionärs in Rom waren, als sie die Gebrüder Hackert mit großen Portefeuilles nach Albano, Subiaco und Tivoli ziehen und ihre Zeichnungen, selbst Gemälde, unmittelbar nach der Natur vollenden sahen, was seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains fast ganz vernachlässigt worden war. So hatte man damals die Natur aus den Augen verloren. — Das Gegenbild in der Poesie wird sich leicht dazu finden lassen.

Genremalerei.

„Das Genrebild verhält sich zum historischen Gemälde ohngefähr wie die Ballade, Romanze und das Sinngedicht zum Epos und lyrischen Gedichte, oder wie eine geistreiche Novelle Boccaccio's zum Roman.

Gemüth und Wiß sind seine Grundlagen; für die Phantasie ist der Spielraum zu enge. Göthe war der größte Genremaler, der allseitige.“

„Ein wesentliches Moment, sowohl der bildenden, als der Dichtkunst erscheint in der Ausdehnung der Grenzen der Kunst über so manche Elemente und Kreise, welche sie bisher mehr oder weniger unbeachtet gelassen. Inwiefern eine ähnliche Tendenz nach Universalität auch auf andere Richtungen des geistigen Lebens der Zeit einwirkt, brauchen wir hier nicht zu untersuchen, genug, die Kunst vindicirt sich das Recht, das ganze Weltall, das ganze Leben in allen seinen Stufen und Kreisen zu erfassen, zu bewältigen und ästhetisch zu reproduciren. Mag man dann immerhin auf dem Gebiete der Malerei das Ueberhandnehmen des Genrebildes, wie auf dem Gebiete der Poesie die Herrschaft des Romans beklagen! Würdigen wir Beide nicht nach dem Namen und nach der wechselnden Erscheinung, sondern nach ihrem Wesen und nach der Persönlichkeit, nach den Keimen, welche in ihr liegen, so sehen wir nicht ab, warum sich nicht aus der Genremalerei wieder eine Blüthe der Historienmalerei, der epischen Malerei, oder wie wir es sonst nennen wollen, entwickeln sollte.“

„Die historische Genremalerei ist besonders seit dem Umschwung der französischen Literatur und Kritik, seit zehn Jahren aufgekommen, und es darf uns deshalb nicht Wunder nehmen, wenn wir die Malerei mit der Literatur Hand in Hand gehen sehen. Sie behandelt die Geschichte, wie Victor Hugo sie besingt und Alexander Dumas sie beschreibt; dem Ersten entlehnen sie vorzugsweise das Grausige und die Liebe für's Mittelalter, und manches Gemälde dieser Ausstellung gleicht mancher Scene aus einem Melodram auf ein Haar. Nichts fehlt, nichts ist vergessen, weder das Geschrei noch die Verzerrungen und Convulsionen, weder das Blutige noch das Garstige, weder das Grausige noch Obscöne. Gleich dem neuen Drama, welches großen Aufwand in Costumirung und Decoration macht, sucht die geschichtliche Genremalerei mit kleinlicher Kengstlichkeit Alles hervorzuziehen, was die nationalen Details eines Gemäldes angeht, aber diese ganze Hülle und mechanische Kunstfertigkeit kann die Armuth der Erfindung, die Ohnmacht der Auffassung und den Mangel an Ideen nicht verdecken.“ (Aus dem Pariser Salon 1835.)

Die heutige Pariser Welt kann gar nicht verstanden werden, wenn wir bloß auf die Tribune der Deputirtenkammer horchen, bloß den monotonen Kreislauf der Journale verfolgen, wenn wir nicht auch auf das Ballet der großen Oper, wie auf die Kanzel des Abbe Chatel und auf das phantastische Gewand der St. Simonisten, auf Victor Hugo's Herbstblätter,

Balzac's Romane und die Baubevilles der Boulevardtheater, wie auf jene eigne Art historischer Genrebilder blicken, aus deren jedem das zweischneidige Schwert der Politik, der politisch aufgefaßten Geschichte schaut, in scharfem Gegensatz gegen die friedlichen Stilleben der deutschen Genremalerei, jene immer wiederkehrenden Sennhütten, Kircheneichen und Bettlersituationen.

Jene Uebertreibung, die nicht aus der Fülle überströmender Kraft, sondern aus einer Schwäche entspringt, die sich in das Uebermaß wirft, um als Kraft zu erscheinen, einem Feiglinge gleich, der unter unbändigem Loben seine Zaghaftigkeit zu verbergen sucht, jene Uebertreibung, wie sie in den letzten Jahren jenseits des Rheins in abentheuerlichen Dichtungen und seit einiger Zeit auch in Werken bildender Kunst sich zur Schau stellt, möge sie nicht auch in unserm deutschen Vaterlande die beiden Schwesterkünste von der Höhe herabziehen, auf der sie sich, von reich begabten trefflichen Meistern gepflegt, bis jetzt erhalten hat.

Unerörtert bleibe noch eine Frage, ob, wie wohl behauptet worden, die Kunst, von den Gedanken und

der Reflexion überflügelt, sich selbst überlebt habe, oder ob die Verwickelungen und Zerwürfnisse des bürgerlichen und politischen Daseins die Schuld tragen, wenn das in kleineren Interessen der Gegenwart befangene Gemüth sich zu den höheren Zwecken der Kunst nicht mit der Freiheit von ehedem zu erheben vermöge, wie ja selbst der Gedanke und die Wissenschaft sich mehr und mehr der wandelbaren Erkenntniß des Nützlichen zuwenden. So viel ist unläugbar, daß die heitere Empfänglichkeit, die die schönen Tage der griechischen Kunst auszeichnete, wie die fromme Gesinnung und der ausdauernde Muth, der in den Werken der späteren mittelalterlichen Zeit uns so erhebend anspricht, unserer Zeit fremd geworden sind.

Bedarf — fragen wir noch — die Kunst eines eigenthümlichen Bodens zu ihrem Gedeihen, oder bereitet und befruchtet sie vielleicht den widerstrebendsten allmählig für ihre Zwecke, wie man wohl an Pflanzen wahrgenommen hat, daß sie das Felsgestein, wo ihre Keime wurzelten, allmählig zersetzen und um sich her ein Beet von fruchtbarer Dammerde ausbilden, das ihr Leben nährt und ihr Gedeihen sichert!

D r e s d e n .

Königl. Hoftheater.

Montag, am 6. October, neueinstudirt:

Die Braut von Messina, Trauersp. in 4 Acten von Schiller.

Es kann sich heute eigentlich nur um eine kurze Besprechung der wenigen Rollen handeln, die durch die neue Inszenesetzung des Trauerspiels in andere Hände gelangt sind, da der größere Theil der Hauptrollen mit der früheren Besetzung früher wiederholt gesehen und kritisch durchgegangen worden ist. Das heutige Referat wird aber zu einem um so unangenehmeren Geschäfte, je weniger das Neue, was die heutige Vorstellung hinsichtlich des Rollenwechsels und der äußeren Ausstattung gebracht hat, von günstigem Erfolge gewesen, so daß wir die Inszenesetzung der „Braut von

Messina“ als das mangelhafteste Resultat der bisherigen Regiebemühungen Hrn. Eduard Devrient's bezeichnen müssen, obwohl wir auf der andern Seite nicht verkennen, daß die neubesetzten Rollen nach unsern Personalverhältnissen freilich nicht viel anders, als geschehen, zu vergeben waren. Unter solchen Umständen konnte aber von einem intelligenten Regisseur die Zurückhaltung dieses Drama's bis zu einer gelegneren Zeit allerdings weit eher erwartet werden, als namentlich das abermalige grelle Vordrängen seiner Persönlichkeit in einer Hauptrolle (Don Manuel), für welche jene in keiner Weise mehr geeignet ist und zu deren Uebernahme Hrn. Ed. Devrient lediglich eine bedauerliche Selbstgefälligkeit und Selbstüberschätzung als ausübender Künstler, wie ein Mißbrauch seiner Befugnisse als Oberregisseur verholten hat. Es bedarf zum Nachweis der Richtigkeit dieses Urtheils wahrlich gar nicht erst einer schon wiederholt gegebenen näheren Darlegung und Zergliederung der bekannten Individualität des Künstlers und eines ängstlichen Zusammenhaltens derselben mit

dem Wesen der Rolle Don Manuel's. Wer weiß nicht, welch' traurige Rolle Hr. E. D., wenn nicht früher, doch dormalen als zärtlicher Liebhaber, als jugendlicher Held, welch' arge Streiche ihm dabei sein Organ, sein Gesicht spielt? Und dennoch hat er solche Liebhaberei, solchen Heldenmuth. Das rhetorisch fehlerlose Sprechen der schönen Verse, das Verständniß der nicht schwierigen Rolle kann einem so gebildeten Verstandeschauspieler, wie der Künstler unzweifelhaft ist, kein allzugroßes Verdienst sein. — Unter den Rittern seines Gefolges haben wir früher Hr. Quanter (Chorführer Cajetan) bei seiner im Allgemeinen richtigen Declamation das gewaltsame Herabdrücken und das Nasele des Sprachtones zum Vorwurf zu machen gehabt. Während heute Beides weniger auffiel, störte nur sein zu merkliches Hörenlassen der einzelnen Verschlüsse inmitten der Redesätze in Etwas die sonst wohl ausgeführte rhetorische Aufgabe des Choragen. Seine Prophezeiung am Schlusse des 1. Actes, die, so viel wir uns entsinnen, mit einigen andern Reden des Chors früher wegfiel, wurde diesmal, und zwar sehr tüchtig, von Hr. N. zur Ausführung gebracht. Hr. Winger widerstrebte in der sprachlichen Behandlung Bohemund's, des Führers von Cesar's Rittern, sein Organ, das heute besonders dumpf und in unklarer Articulation sich vernehmen ließ, durchaus. Eine gewisse Eintönigkeit, die der antike Chor auch bei der freieren und moderneren, in die Handlung des Stückes mehr eingreifenden Benutzung Schiller's für uns wohl behalten hat, fordert für die Recitation seiner Partien jedenfalls eine um so größere Reinheit und Ausbildung des Organs. Deshalb traten auch die diesfalligen Mängel und Angewöhnungen der übrigen Chorsprecher, der Herren Porth, Kramer und Gerstorfer, etwas mehr hervor. — Ein totales Bergreifen der Regie offenbarte sich bei der ersten Meldung des Dieners Don Cesar's durch Uebertragung der Rolle an den Komiker Hr. Böhme, der übrigens seine paar Worte nicht einmal gelernt hatte und geradezu stecken blieb. — Die ehrwürdige, ernste Gestalt des greisen Dieners Diego fanden wir höchstens in der äußeren Erscheinung Hr. Dittmarsch's, der Sprachton des Künstlers ließ einen alten, gewöhnlichen Landmann erwarten. — Die Gruppierungen der Ritterchöre waren im Ganzen natürlich leicht und gefällig, desto verblichener und ärmtlicher dagegen die Costüms, Thürgardinen und meisten Decorationen. Bei hölzernen Aufbauten auf der Bühne sollte man durch Teppiche oder sonstige Vorrichtung den hohlen Schall der Männertritte zu dämpfen wissen, damit diese nicht, wie heute die der Chöre, wahres Pferdegetrapp hervorrufen. Die Aeltesten von Messina glühten charakterwidrig in voller Bacchusröthe und schienen alle Schminktöpfe der Statisten geleert zu haben. Auch da ist die Aufsicht der Regie nöthig! — Für alles Das wirkte aber die tüchtige Ausführung der drei noch nicht genannten Hauptrollen um so wohl-

thätiger. Fr. Berg hat durch ihre Darstellung der Isabella eine der ersten Stellen unter den dormaligen Repräsentantinnen dieser Rolle, wie vielleicht der weiblichen Charakterrollen überhaupt, schon seit einiger Zeit eingenommen. Einen Zuwachs an innerer Kraft und Entschiedenheit, an würdevoller, von dem Ernste und der Schwere der Tragödie gehobener Repräsentation, ein namentlich allem, der Antike sich zuneigenden poetischen Stoffe unentbehrlicher plastischer Aplomb, eine Sicherheit und Ruhe der äußeren Gestaltung, die dennoch der naturwahren Entfaltung des Gefühlslebens in der Liebe, dem Schmerze und der Verzweiflung der Mutter in keiner Weise Abbruch that. Sollen wir in entgegengesetzter Weise unsere Aufmerksamkeit auf die Leistung bekunden, so wüßten wir nichts weiter zu erwähnen, als daß wir uns damit nicht einzuverstehen vermögen, wenn die Künstlerin im 1. Acte bei den Worten: „Und welcher furchtbar kriegerische Anblick! — Was sollen Diese hier?“ scharf andeuten zu wollen schien, daß sie jetzt erst, nachdem sie längst auf der Bühne, die zu beiden Seiten aufgestellten Ritter gewahre. Diese muß sie, ihrem Auftreten durch den Eingang des Hintergrundes nach, gleich Anfangs bemerkt haben. Das an unserer Bühne von so Wenigen verstandene und künstlerisch ausgeführte Schminken übt Fr. Berg mit gutem Erfolge. — Die Hauptcharaktere der Schiller'schen Frauen sagen Fr. Bayer ihrer ganzen inneren wie äußeren Individualität nach entschieden zu; die ideale Weiblichkeit und Weichheit ihres Wesens, die lyrisch-gehobene, sentimental-elegische Färbung ihrer Liebe, wie sie den meisten dieser Rollen ein unverkennbar verwandtschaftliches Grundgepräge verleiht und sich namentlich auch in der Beatrice abspiegelt, gelangt in den Reproduktionen dieser Künstlerin zu eben so naturwahrer als anziehender Verkörperung. Da es aber besonders die gebundene Redeweise ist, welche in der Sprache leicht zu Geziertheit und leerem Pathos führt, wodurch gerade zunächst jene Schiller'schen Frauencharaktere ihres eigensten Wesens halber zu leeren Schatten entgeistigt werden können, so erscheint das unverkennbare Streben der Künstlerin, von dem Abwege der Geziertheit und der Manier in der Declamation sich fern zu halten, gerade bei den metrisch gegliederten Dramen Schiller's um so nöthiger, und der diesfallige Erfolg in der heutigen Rolle kann bis auf die Abgangsworte im 2. Acte: „Und jetzt reißt mein Schreckenschicksal“ u. s. w., welche mehr Pathos als Empfindung zeigten, wohl ein vollständiger genannt werden. — Hr. Emil Devrient's Don Cesar (nicht Cäsar, wie der Theaterzettel fälschlich sagt), außerdem ebenfalls ein schöner Beweis für des Künstlers Darstellungstalent in diesem Rollenkreise, trankte nur, wie früher, bei einigen Abgängen an einem sichtbaren Uebernehmen der Stimme, und in der Ausöhnungsscene mit Don Manuel im 1. Acte hin und wieder an einem Naturburschentone, der vergeblich eine gewisse naive

Treueherzigkeit malen zu sollen scheint, aber in seiner Aeußerung der Tragödie eben so wenig entspricht, als die Rolle jene naive Treueherzigkeit gestattet oder gar verlangt. — Die Hauptdarsteller, namentlich Frä. Berg, wurden wiederholt gerufen.

R. S.

Repertoire.

October 6. Die Braut von Messina. (S. oben.) — 7. Alessandro Stradella. Oper. — 8. Ich gehe auf's Land. — Tanz. — 9. Zum ersten Male: Ihr Bild. Lustsp. in 1 Acte nach dem Franz. (wird später besprochen werden). — Der verwunschene Prinz. — 10. Armide. Oper. —

11. Treue Liebe. (Frä. Lebrun, dormalen im Besitze der früher von Frä. Bauer mit vorzüglichem Erfolge dargestellten Rolle der „Baronesse Amalie“, war bis gegen das Ende des letzten Actes hin nicht im Stande, dieser schwierigen Rolle einer vollendeten Salon dame das äußere Gewicht und die Innerlichkeit zu gewähren, welche Amaliens Benehmen am Schlusse des Stückes als Vorbereitung und allenfallsige Charakterklärung so unabweisbar fordert; plötzlich aber, bei ihrer letzten, die Schlußentwicklung herbeiführenden Rede brach mit einem Male die Eisrinde ihres ganzen Bühnenwesens, und ein Grad warmen Gefühls kam zur Anschauung, wie wir ihn fast noch nie bei der Künstlerin gewahrt haben. Also scheint für sie die Möglichkeit, innere Erwärmung zur äußeren Anschauung zu bringen, doch vorhanden!) — 12. Die Regimentstochter. Oper. — 13. Die Marquise von Billette. — 14. Der artesische Brunnen. — 15. Clavigo.

Feuilleton.

Frische Zustände. Aus einem Artikel der „Times“ entnehmen wir folgende kleine Notizen, die einen wenigstens annähernden Begriff geben werden von der wahrhaft unglaublichen Noth, welche unter dem Volke Irlands, und namentlich unter den Pächtern, also noch nicht der niedrigsten Klasse, herrscht. Der größte dieser Pächter in der Umgegend von Glenties, auf den Gütern des reichen Marquis von Conynham, der jährlich 16 Pfd. Pacht zahlte (während sehr viele nur Pachtungen zu 3 Pfd. jährlich inne haben, die nach Ruhtriften eingetheilt und für welche vom Acker 10 Tht. jährlicher Pacht erlegt werden), erzählte Folgendes: Er habe ein halbes Jahr lang, wo seine Kühe des geringen Graswuchses wegen keine Milch gaben, von Kartoffeln und Pfefferwasser (Ritchin) gelebt; Butter konnte er nicht erschwingen. Brot sei sein Lebtag nicht in seinen Mund gekommen, denn er müsse sein Getreide und seine Butter verkaufen, um den Gutsherrn zu bezahlen. Viele von diesen Leuten besitzen kein Bett, sondern eine Heu- oder Strohschicht und eine Decke machen ihr ganzes Lager Sommer und Winter aus. Das Hausgeräth einer solchen armen Pächterfamilie bestand in zwei Stühlen, einer Bettstelle, einem Spinnrad, einer Wiege und einem eisernen Topfe. Sechs Kinder hatten ein gemeinschaftliches Heulager und nur eine Decke. Die Lumpen der von den Eltern abgetragenen

Kleider dienten ihnen als Kleidung, denn neue konnte ja für sie nicht gekauft werden. Ihre einzige tägliche Nahrung waren Kartoffeln, und wenn einmal ein Penny dazu übrig war, so wurde Salz oder Hering dazu gekauft. Daß Unsauberkeit als Gefährte des Elends überall herrscht, braucht kaum gesagt zu werden. „Wenn jene Pächter anstatt menschliche Wesen nur Pferde jener edeln Lords wären, die so gemächlich in London durch's Leben schlendern und die langweilige Unthätigkeit ihres Daseins mit allsommerlichen Ausflügen auf den Continent variiren, so würden sie mit unendlich größerer Rücksicht behandelt werden; wenn sie nur für den Markt zu Liverpool aufgezogene Schweine wären, würden sie Gegenstand weit größerer Fürsorge sein; ja wenn sie Füchse im Gehege der Lords wären, würde für ihren Unterhalt gesorgt werden“, bemerkt die „Britannia“ zu dieser Schilderung. Wir enthalten uns jeder weiteren Glosse. 18.

Die Indianer gehen oft auf Kinderraub aus, und die europäischen Ansiedler werden ganz besonders auf diese Weise von ihnen heimgesucht. So war in neuerer Zeit die kleine Schwester eines englischen Ansiedlers von den Indianern entführt worden. Mehrere Jahre vergingen, ohne nur irgend eine Spur von ihr zu erlangen, bis einmal der Zufall ihn zu dem Indianerstamm

führte, wo seine Schwester sich befand. Wer schildert seine Freude, sein Entzücken, als er die Todtgegläubte in seine Arme schloß! — Seine Freude war aber von kurzer Dauer; denn als er seine Schwester aufforderte, mit ihm zu ziehen, verweigerte sie es; kein Bitten, kein Flehen vermochte sie, in die civilisirte Welt zurückzutreten; das ungebundene Leben, die grenzenlose Freiheit hatten im Laufe der Jahre, die sie bei diesen Söhnen der Natur verbracht hatte, so tiefe Wurzeln geschlagen.

Die Auswanderungssucht greift in Deutschland immer mehr um sich; trotz aller Warnungen sind die Leute nicht davon abzubringen. So wird aus Gumbinnen berichtet, daß man ganze Schaaren Auswanderer mit Weib und Kind nach Amerika ziehen sieht. Neulich hatte sich ebenfalls eine solche Caravane vor dem dasigen Regierungsgebäude versammelt, wo der Präsident ihnen das Gefährliche ihres Unternehmens schilderte und sie bat, sie möchten doch lieber zu Hause bleiben. Einer der Räbelsführer trat aber vor die Menge mit den Worten: „Glaubt ihm nicht, was er sagt, es ist Alles nicht wahr, er gönnt uns nur Nichts!“

In Riga feiert man ein Volksfest unter dem Namen „Hunger und Kummer“, wobei aber stets gerade das Gegentheil stattfindet. Eine Menge Buden und Zelte, welche Speisen und Getränke im Ueberfluß darbieten, sind errichtet, um Tausende von Menschen, die diese Reihen durchziehen, zum Genuß einzuladen. Kletterstangen mit darauf angebrachten Preisen erhöhen die Lustbarkeit, der das Volk sich an diesen Tagen hingiebt. — Der Ursprung dieses Volksfestes ist folgender. Eine anhaltende Hungersnoth, welche vom Jahre 1601 bis 1603 durch Mißwachs u. s. w. entstanden war, raffte einen großen Theil der Bewohner Lieflands hinweg, so daß die Zahl der vor Hunger Umgekommenen auf dem Lande gegen 30,000 betrug. Tausende von Unglücklichen flohen nach Riga, wovon ein großer Theil unterwegs dem Tode anheimfiel. Der Magistrat der Stadt empfing die abgekehrten Flüchtlinge, ließ eine große Scheune für sie errichten und ihnen Speise und Trank verabreichen. Zur Erinnerung an diese öffentliche Speisung und Pflege feiert die dankbare Nachwelt das obengenannte Volksfest.

In der neuen „Theater-Lokomotive“ findet sich folgendes durchaus wahre Wort über H. Laube: Er erkennt überall seine Stellung, seine Fähigkeit und seinen Beruf. Dieses auf innere Eitelkeit begründete Verkennen seiner wahrhaften Natur aber hat ihm bereits mannichfache Niederlagen bereitet und wird ihn dereinst gänzlich zerschmettern. Tauchte irgend etwas auf, das anerkannt ward und Glück machte, war er

sogleich hinter her und mußte Aehnliches versuchen. Seine schrieb seine Reisebilder, er Reisenovellen, Gerwinus seine Literaturgeschichte, geschwind verfaßte er gleichfalls eine; Mügge brachte eine schwedische und norwegische Reise, augenblicklich machte sich Laube auf, durchflog Skandinavien, und schrieb seine „drei Königstädte“, und kaum hatte Gutzkow sich auf das Theater geworfen, als auch Laube mit Sturmschritt auf den dramatischen Parnas losging. So ist er im Laufe der Zeit durch seine Eitelkeit literarisch das geworden, was im Somnernachtstraum von Shakespeare der Weber Zettel ist, der Alles spielen will und zuletzt schrie: „Laßt mich den Löwen auch spielen.“ Dieselbe Eitelkeit wird ihn theatralisch gleichfalls vernichten, denn auch im Drama verkennt er seine Stellung, seine Fähigkeit und seinen Beruf. Er macht große Ansprüche darauf, das Volk zu leiten, dem Volke neue künstlerische Genüsse darzureichen und der Mann desselben zu werden. Freilich sollte man denken, Laube hätte Gelegenheit genug gehabt, das Volk kennen zu lernen, seine Sehnsucht, seine Wünsche, seine Bedürfnisse, sein Wesen zu studiren und die geistige Nahrung für dasselbe nach dieser Erkenntniß zu bereiten, denn er ist aus den Massen des Volkes entsprossen. Aber Laube verachtete das Volk, seinen Ursprung, innerlich beständig, dünkte sich zu gut, zu vornehm für dasselbe, bildete sich zum kleinlich-aristokratischen Tagestyrannen aus, und meinte dann in seiner Eitelkeit, er dürfe nur diese seine eigentliche Gesinnung leicht verschleiern, von seinem guten Willen für das heimlich von ihm doch verachtete und verspottete Volk, äußerlich viel Worte mit allerlei sogenanntem liberalen Tendenzkram machen, um es zu überlisten und für sich zu gewinnen. Und dieser Held will Anforderungen an nachhaltigen Werth, an Poesie, an Popularität seiner Stücke machen? Er will der Reformator der deutschen Bühne und der Messias des Leipziger Stadttheaters sein? Freilich hat er wohl den Willen, allein das Vollbringen fehlt, und dieser Wille selbst ist eine Anmaßung. Solcher Anmaßung aber kann die wahrhaftige Kritik nur in der Weise gegenüber treten, daß sie den Herrn in seiner ganzen Blöße, Nichtigkeit und Geistesarmuth darstellt und ihn behandelt wie der Göthe'sche Mephisto die Hexe, deren Trödelkram er zerschlägt und ihr dann zuruft:

Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab so schlag ich zu,
Zerschmettre dich und deine Ragengeister!

Der Verbrauch der Schminke war in Frankreich vor der großen Revolution sehr bedeutend. Ein im Jahre 1781 zu Paris lebender Chevalier d'Ébée hat berechnet, daß man das Jahr hindurch 2 Mill. Tiegel Schminke verbrauche. Er machte der Regierung den Antrag, die Verfertigung derselben zum Monopol zu machen und dasselbe einer Gesellschaft zu überlassen, mit

der Bedingung, von jedem Pot de rouge 25 Sous an den Staat abzugeben, welches jährlich eine Summe von 125,000 Thlrn. ausmachen würde. Die Summe sollte alsdann zu Unterstützungen für arme Offizierswittwen verwendet werden. Die Regierung verwarf aber diesen, eine edle Absicht bekundenden Antrag.

Das Quantum der Production an Baumwollen-, Leinen- und Wollenwaaren in den Zollvereinsstaaten, wie es im Jahre 1844 mit 1,978,476 Ctnr. berechnet worden ist, würde zum Transport 32,974 Frachtwagen erfordern; jeden derselben mit 60 Ctnr. beladen, wenn diese dicht hintereinander fahren, würden eine Straßenlänge von 50 deutschen Meilen einnehmen.

Eine großartige Schmuggelerei wurde kürzlich in Mülhausen entdeckt. Auf dem Kanal kamen von Basel mehrere Flöße, unter welchen blecherne Kisten mit Seidenwaaren verborgen waren, deren Werth gegen 20,000 Fres. betrug. Nur durch Verrath war diese List entdeckt worden.

Der Naturforscher Kieser, Professor zu Jena, hat neulich bei Antritt des Rectorats an die studirende Jugend eine in unserer Zeit sehr beachtenswerthe akademische Rede gehalten, deren Thema „die Emancipation des Verbrechers im Kerker“ war. Er schilderte ihnen mit überzeugenden Worten die Mißgriffe des bisherigen Strafverfahrens, die leider noch als ein Rest barbarischer, dunkler Vergangenheit zur Schande der vorwärts geschrittenen Menschheit bestehe, daß man bei diesem Strafverfahren nur eine Pflanzschule für Laster und Verbrechen aller Art bilde, anstatt diese zu vermindern. Daher halte er das pensylvanische System für das geeignetste, das den Verbrecher wieder zu einem nützlichen Menschen durch ein zweckmäßiges Verfahren mache u. s. w.

Das Museum im Louvre zu Paris zählt 15 Gemälde von Raphael, 22 von Guido Reni, 12 von Correggio, 12 von Paul Veronese, 14 von Dominichino, 20 von Albani, 43 von Rubens und 10 von Van-Dyk.

Der verstorbene König Wilhelm III. von Preußen sagte bei einer Gelegenheit, wo über den überhandnehmenden Pietismus gesprochen wurde: „Es giebt Leute, die lutherischer sein wollen, als Luther selbst!“ Daß der König vollkommen Recht hatte, sehen wir jetzt leider gar sehr ein.

Der Buchdrucker Camphausen in Köln hat neuerdings Versuche in der anastatischen Druckerei, wie sie Faraday beschrieben, gemacht, deren Erfolge auf

das vollkommenste befriedigen. Dieses Verfahren nennt er Palingraphie. Man kann durch dies einfache Verfahren durch Ueberdruck auf Zinkplatten, die durch Phosphorsäure geätzt werden, jeden alten und neuen Druck in kurzer Frist, so oft man will, vervielfältigen.

In Spanien hat sich ein „Mäßigkeitsverein“ gebildet, welcher dem Tabak den Krieg erklärt. Das Tabakrauchen ist streng untersagt und jedes dawiderhandelnde Mitglied wird mit einer Geldstrafe belegt. Diese Strafgeelder sollen zu Anschaffung von Journalen verwendet werden. Leider zählt dieser Verein nur wenige Mitglieder und die Presse wird daher wenig Gewinn davon haben.

Die Düsseldorfer Zeitung theilt folgende Nachricht mit: Um die confessionellen Streitigkeiten zu schlichten, beabsichtigt man in Preußen, ein allgemeines Concilium einzuberufen, an welchem die Geistlichkeit Deutschlands sämmtlicher Confessionen Theil nehmen soll. — Preußen, das ohnehin einen nicht unbedeutenden Einfluß in den confessionellen Fragen unserer Zeit ausübt, würde sich sonach auch diesmal an die Spitze dieses Conciliums stellen und vielleicht auch diesen gordischen Knoten lösen.

Bei der Säcularfeier der Augsburgischen Confession schrieb der König Wilhelm III. von Preußen bei dem Glaubensbekenntniß: „dieser Confession bleiben wir treu“, eigenhändig darüber: „ihrem Geiste!“ — Ein königliches Wort:

In einem bairischen Tageblatte befindet sich in einer der neuesten Nummern folgende Anzeige: „Warnung. Der Unterzeichnete ersucht hiermit Jedermann, ohne Ausnahme, ihm niemals und unter keinem Vorwande etwas zu borgen; sollte dies aber dennoch geschehen, so erklärt er hiermit, daß er durchaus keine Zahlung leihe. Jean Wänger, Spinner.“

In New-York erscheinen beinahe 400 periodische Schriften und Blätter, welche theils politischen, religiösen, literarischen und wissenschaftlichen Inhalts sind.

Lateinisches Concilium. Die Aerzte sprechen bei ihren Concilien nur lateinisch. Das ist schon recht, da gewöhnen sich doch ihre Patienten — an eine todte Sprache.

Pferdebezug in England und Frankreich. Die Anzahl der Pferde in England beläuft sich auf 2,110,105. Im Durchschnitt das Stück zu 15 bis 18 Pfd. Sterl. gerechnet, giebt eine Summe von 360 Mill. Gulden G.:M. Frankreich hat, trotz seiner weit stärkeren Bevölkerung, nur 2,174,278. Das Stück zu

300 bis 350 Fr. gerechnet, giebt einen Totalwerth von 300 Mill. Gulden.

Die Landleute im nordwestlichen Frankreich glauben, daß die in vielen Gegenden herrschende Kartoffelkrankheit vom Teufel herrühre. Dieser sei über die Felder gelaufen und habe die Früchte vergiftet.

Die Quäker in England sind doch ein kurioses Völkchen. Trotz dem, daß sich unter ihnen die größten Speculanten befinden, haben sie sich doch durch ein herumgehendes Circular gegenseitig verpflichtet, an der Eisenbahnactienspeculation keinen Antheil zu nehmen. Vermuthlich riechen sie mit ihren feinen Nasen den Dampf, in welchen die ungeheuern Summen Geldes aufgehen und verschwinden werden.

Die gute alte Zeit. In der Hamburger Chronik steht folgender Rechtsfall: Im Jahre 1646 wurde in hiesiger Stadt ein Knabe von 14 Jahren wegen eines schauderhaften Verbrechens mit dem Tode bestraft. Er hatte nämlich einem hiesigen Rathsherrn — zwei Fensterscheiben eingeworfen. — Das nannte man damals auch Gerechtigkeit ausüben!

Ein Industrie-Ritter, wie Paris deren in großer Menge sich zu erfreuen hat, ein gewisser Chevalier Giordano, hat während seines Untersuchungsarrestes zwei Abhandlungen über seine Kunst geschrieben und der Polizei gewidmet, die eine unter dem Titel: „die Kunst, auf sichere Weise zu stehlen“, die andere: „die Mittel, ohne Gefahr Contrebande zu treiben“. — Der Polizei sollen dadurch die Augen geöffnet werden, welcher Mittel sich diese industriellen Herren bedienen, um ihren langen Armen und Spürnasen zu entgehen.

Im ersten Semester des Jahres 1845 wurden auf sämtlichen 27 deutschen Eisenbahnen 4,800,000 Passagiere befördert; das erste Semester des vorigen Jahres zählte nur 4,300,000.

Nach dem kürzlich erschienenen Terminkalender für die preussischen Justizbeamten auf das Jahr 1846 beträgt die Zahl der Referendare in sämtlichen preussischen Staaten 982, Auskultatoren 693, das Beamtenpersonal aller Justizbehörden aber jetzt 16,184; dazu gehören 1612 Justizcommissarien, Anwälte, Notare u. s. w.

Nachahmung. Nicht allein civilisirte Staaten haben sich constitutioneller Regierungen zu erfreuen,

Druck von Carl Kammig
in Dresden.

sondern auch sonst uncivilisirte Völker. Auf den Sandwichsinseln hat man eine Verfassung hergestellt, die der französischen und englischen ähnlich ist. So giebt es dort zwei Kammern, die der Adligen und die der Volksvertreter. Vor einiger Zeit soll der König Kamehaha die Sitzungen vertagt und eine darauf bezügliche Rede gehalten haben. 25.

Wiener Schnitzel. In Wien haben wir nicht mehr als zwölf Haimonskinder in diesem Augenblicke.

Das Mehl ist in Wien darum so theuer, weil in der letzten Zeit dem Publicum so viele (dramatische) Schmarren servirt wurden.

Die „Gegenwart“ hat ihre ersten Nummern ausgegeben; wir hoffen, sie wird sich eine Zukunft verschaffen und ihre Vergangenheit vergessen machen. (Adler v. Groß-Possinger.)

Ein Lerchenfelder.
Kaiser Ferdinand öffne Dein' Töschel,
Sonst kostet das Fleisch am End' noch zwölf Groschen.

Das Album zum Besten der durch die Ueberschwemmung im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten bringt als Beigabe einige Millionen — Druckfehler.

Herr Jos. Schick hat ein großes Epos vollendet; es heißt: „An das neudecorirte Theater in der Leopoldstadt.“ Er singt:

Verschwunden ist das alte Haus
Mit allen seinen Blößen (?),
Das neue kann mit jedem (?) sich
In jeder Hinsicht messen.

Er singt weiter:

Nicht Bote wird im schönen Haus —
So wollen wir es hoffen —
Erwecken schmutzigen Applaus,
Wie's wohl schon eingetroffen.

Weil die Haimonskinder so alt geworden sind, bis das Kärnthnertheater sie zur Aufführung gebracht hat, so nennt man sie dort „die Haimonsöhne“.

Thalberg ist in Wien und wird in einem großen Concerte bei der regierenden Kaiserin spielen; unter anderen Novitäten kommt „Näbentreue“ — Text von Rupertus — Lied von Randhartinger, mit obligatem Posthorn — geblasen von Föschel — zum Vortrag. 90.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.